

Schreibwettbewerb 2024/25

Kollegium Spiritus Sanctus Brig

Klassament des Schreibwettbewerbs 2024/25

Kategorie A

1. Preis:	Schmerzen	Justin Zeiter, 1A
2. Preis:	Mein inneres Dahinscheiden	Elias Burgener, 1A
3. Preis:	Das tote Leben	Maya Frei, 1A

Kategorie B

1. Preis:	Die Stunde, die man nicht vorher kennt	Lisianne Ambord, 2F
2. Preis:	Eudaimonia	Lukas Kronig, 3F
Förderpreis:	Kennenlernen leicht gemacht – Wie Generation Z es macht	Jael Imoberdorf, 2C

Kategorie C

1. Preis:	Silberbach	Fabian Franzen, 5A
2. Preis:	Und der Wind spricht	Veronika Menath, 5B
3. Preis (ex aequo):	Narben einer unsichtbaren Last	Richter Svenja, 5D
3. Preis (ex aequo):	Mensch, wo haben wir dich verloren?	Matteo Werlen, 5A

Sponsoren des Schreibwettbewerbs 2024/25

Haupt- und Kategoriensponsoren

metaloop **RAIFFEISEN**

Co.-Sponsoren



Ein besonderer Dank gilt dem Team der Gemeindebibliothek Naters, dank deren herzlicher Gastfreundschaft wir jährlich unsere Lesung dort veranstalten dürfen.

Einen herzlichen Dank auch an Marina Wich für die Gestaltung des Umschlages, der Valmedia AG für die Erstellung der Drucksachen, dem Atelier Manus für die Fertigstellung der Broschüre, dem Sekretariats-Team um Priska Stella und der Rektoratsrätin Nadja Bonaccina für die Unterstützung bei der Organisation.

Jury des Schreibwettbewerbs 2024/25

BA Ammann Stefanie
Schauspielerin, Theaterregisseurin
Belalpstrasse 12
3904 Naters

stefania.ammann@gmx.ch

MA Arnold Franco
Journalist SRF
Sägestrasse 78
3098 Köniz

franco.arnold@gmx.ch

MA Eyer Philipp
Gymnasiallehrer, Literaturwissenschaftler
Bammattenweg 15
3904 Naters

philipp.eyer@edu.vs.ch

MA Imoberdorf Andreas
Sponsoring und Finanzen
Gymnasiallehrer, Germanist
Lindenweg 6
3904 Naters

andreas.imoberdorf@edu.vs.ch

Dr. Meyenberg Roger
Gymnasiallehrer, Literaturwissenschaftler
Ringstrasse 51
3951 Agarn

roger.meyenberg@edu.vs.ch

MA Scheuber Christian
Gymnasiallehrer, Germanist
Schlossweg 21
3904 Naters

christian.scheuber@edu.vs.ch

MA Schnidrig Barbara
Jurypräsidentin
Gymnasiallehrerin, Sprachwissenschaftlerin
Zumberhausstrasse 25
3935 Bürchen

barbara.schnidrig@edu.vs.ch

1. Preis

Kategorie A (1. Klasse)

Justin Zeiter, 1A

Schmerzen

Ein junger Mann liegt am Boden. Noch ein Opfer des Krieges. *Schmerzen* von Justin Rui Zeiter ist leider ein brandaktueller Text in einer Zeit, in der die Geißel des Krieges wieder zu traurigem Alltag geworden ist. Justin gelingt es, die Trostlosigkeit des Krieges in kurzen, aber prägnanten Bildern einzufangen. Kürze und Abstraktion sind es denn auch, die diesen Text zu einem aussergewöhnlichen Text machen. Fast wichtiger als das, was der Text sagt, ist das, was der Text uns nicht sagen will, uns verschweigt. Es sind die Leerstellen, die die Trauer in diesem Text manifestieren, so wie es die bleibenden Leerstellen derer sind, die im Krieg fallen, die die Trauer im Alltag derjenigen Menschen manifestieren, die übrig bleiben.

Und so wie die Wolken ihre endlose Reise fortsetzen, setzt auch der Krieg seinen Siegeszug fort. Vergleiche mit der Kriegs-, Trümmer-, und Heimkehrerliteratur drängen sich auf. *Schmerzen* ist ein herausragender Text eines noch sehr jungen Menschen, der die Trost- und Sinnlosigkeit des Krieges aber bereits klarer erfasst hat als so mancher Präsident und Kriegstreiber, und der dieses Jahr verdient die Kategorie A gewonnen hat.

Herzliche Gratulation!

Christian Scheuber

Schmerzen

Der Erstsnee fiel auf seine rosa Wangen. Er beobachtete die Wolken, die über den Himmel zogen. Der Junge lag im Schlamm, die Schusswunde schmerzte weniger als erwartet, wahrscheinlich sollte ihn das beunruhigen. Seine Gedanken aber waren woanders, wie die Wolken, die über ihn zogen.

Er dachte immer, er würde seine Heimat sehen, oder sich an den Tag erinnern, an dem der Hauptmann seinen Wagemut gelobt hatte. Stattdessen sah er nur das Mädchen aus seiner Klasse, jeden Tag hatte er ihr blondes Haar gesehen, wie es im Sonnenlicht schimmerte. Der Brief steckte immer noch in seiner Jackentasche, unzählige Male neu geschrieben, gefaltet und zerknittert.

Am Morgen vor seinem Aufbruch sah ihn seine Mutter an, ihr Gesicht war ausdruckslos, dennoch sah er, wie sich Tränen in ihren Augen sammelten. „Es ist Zeit“, hatte er ihr gesagt, dann ging er los, ohne das Frühstück angerührt zu haben. „Ich liebe dich“, blieb unausgesprochen, erstarrt in seinem Inneren.

Tage vor seinem Aufbruch fand er seinen Bruder weinend: „Nimm mich mit. Ich bin auch schon stark genug.“ Am Abend hörte er nur ein Schluchzen durch die dünne Wand.

„Seltsam“, dachte er sich. Ein Rabe landete in seiner Nähe und neigte seinen Kopf, um ihn zu studieren. Er versuchte ihn zu verscheuchen, aber seine Finger bewegten sich nicht mehr. Der Himmel schien so dunkel. Der Rabe hüpfte näher, über ihm zogen die Wolken ihre endlose Reise fort.

2. Preis

Kategorie A (1. Klasse)

Elias Burgener, 1A

Mein inneres Dahinscheiden

Der Krieg – nicht nur in den diesjährigen Texten des Schreibwettbewerbs ist er allgegenwärtig. Elias Burgener lässt die Handlung seiner Kurzgeschichte zu Beginn des Zweiten Weltkriegs spielen. In den Wirren dieses Krieges nimmt uns die junge Hauptfigur mit in den trostlosen Alltag der Menschen, der immer wieder zwischen Tod, Hass, Hoffnung und Apathie umherpendelt, jedoch am Ende immer von Unmenschlichkeit gekennzeichnet ist. Auch wenn sich Elias immer wieder künstlerische Freiheiten nimmt, beispielsweise bei der Historizität, ist die universale Botschaft des Textes über alle Zeiten hindurch gültig.

Elias nutzt hierbei sehr schön und fast schon exemplarisch die Merkmale und den Aufbau der Kurzgeschichte, und setzt diese konzis und akkurat um.

Am Ende schliesst Elias postmodern den Kreis mit dem sehr treffenden Zitat von Yancey. Man hätte genauso auch Martin Luther King zitieren können:

We've learned to fly the air like birds, we've learned to swim the seas like fish, and yet we haven't learned to walk the earth as brothers and sisters.

Christian Scheuber

Mein inneres Dahinscheiden

Ich erinnere mich noch genau an die Tränen, die ich damals vergoss. An diesen schrecklichen, mit grausamen Leid erfüllten Tag. Jede Faser meines Körpers wimmerte, als ich an jenem Tag alles verlor, was ich besass. Und doch bauschte sich unendliche Wut im tiefsten Inneren von mir auf, wie ein Vulkan, der kurz davor war zu explodieren. Doch Angesichts meiner Machtlosigkeit blieb ich still und hoffte auf ein Ende.

Als die Wehrmacht im September 1939 in unsere Stadt einfiel, war ich noch ein kleines, wehrloses Kind. Ich lebte in meiner eigenen Welt, doch ab da sollte sie kopfstehen. An diesem Tag, dem 18. September, rückten die Deutschen mit hunderten Soldaten in Lublin ein, eine friedliche Stadt in ihrer Blütezeit. Unvorbereitet auf den Angriff und beschützt durch wenige Soldaten der polnischen Armee, fiel die Stadt innert Stunden. Schuss um Schuss, Granate um Granate, und Mann um Mann versteckte ich mich mit meiner kleinen Schwester in unserem Haus. Mama und Papa waren auf dem Marktplatz einkaufen gegangen. Ich habe sie nie wieder gesehen.

Nach dreissig Minuten hörte ich nur noch polnische Rückzugsschreie. Da unsere Familie nicht gerade wohlhabend war, lebten wir in dem äussersten Stadtbezirk. Vielleicht war das der Grund, warum die Deutschen uns nicht in unserer Wohnung fanden. Es lohnte sich schlichtweg nicht, jedes Haus zu durchsuchen, wo zurzeit die polnischen Verteidigungslinien doch so schwach waren.

Für die nächsten dreissig Minuten nahm der unheilverkündende Klang stetig ab, bis schliesslich nur noch das entfernte Schreien von Polen und die unzähligen Schüsse der Deutschen zu hören waren.

Zu dieser Zeit lernte ich, dass das Schlimmste am Unwetter nicht der Sturm selbst, sondern die Ruhe davor war. Die Ungewissheit, ob er nun auf die Erde niederprasselte oder nicht, die Ungewissheit, wie verheerend der Schaden werden würde, und schlussendlich die Ungewissheit über die Zukunft anderer. Das wurde mir erst in den Stunden ohne Lebenszeichen eines anderen Menschen klar. In dieser Zeit hatte ich nur meine kleine Schwester. Wie ein Wollknäuel zusammengekauert umarmte ich sie, in der Hoffnung, ihr Schutz zu geben.

Schlussendlich brach die Nacht herein. Wie ein dunkler Vorhang, der die Gräueltaten des Tages zu verbergen versuchte, legte er sich über die Welt. Zu dieser Zeit hörte ich nichts mehr. Es schien, als ob die Stadt aufgegeben wurde. Unsere Mägen knurrten, hatten nichts zu essen, und doch harrten wir die Nacht aus. Denn eines wurde mir langsam länger wie mehr bewusst: Wir sind lebende Zielscheiben für die Invasoren, die in unser Land eindringen.

Als der nächste Morgen anbrach, erklang ein Horn. Ein majestätisches, hellklingendes Horn, das eine Strophe der Nationalhymne erklingen liess. Polnische Truppen, ausgesandt von Warschau, drangen ungefähr zu 200 Stück in die Stadt ein. Da die äusseren Bezirke der Stadt frei von den deutschen Streitkräften waren, strömten sie ohne Widerstand durch die Stadttore.

Ich stand am Fenster unserer kleinen Wohnung und beobachtete das Spektakel. Ein Hoffnungsschimmer tauchte am Horizont auf. Ein Licht am Ende des Tunnels. Aus den Wohnungen links und rechts von der Hauptstrasse, die in Richtung Stadtzentrum führte, strömten dutzende Polen, die den Deutschen am vorherigen Tag entkamen.

In diesem Moment fasste ich einen Entschluss, den ich im Nachhinein bereuen würde. Bereuen würde, wie keinen anderen. Ich beschloss, mit meiner Schwester hinunter auf die Strasse zu gehen.

Nachdem wir aus dem Betonblock, der unser Zuhause darstellte, hinaustraten, kamen polnische Soldaten auf uns zu. Sie gaben uns eine Flasche Wasser und wiesen uns an, uns ausserhalb der Stadttore in Richtung der Hauptstadt zu bewegen. Kaum hatte der junge Soldat fertig gesprochen, erklang ein Zischen. Ein unheilverkündendes, grausames Zischen.

Der Blick des Mannes fiel auf ein kleines rundes Objekt, das Rauch von sich gab. Der Geruch von verbranntem Papier durchdrang die Luft. Im letzten Moment gelang es ihm noch, uns auf die Seite zu stossen, als die Granate hochging.

Von der Hitze der Explosion umgeworfen und im Dreck liegend, blickten wir auf in braune Uniformen gekleidete Soldaten, die die Strasse hinunter stürmten. Vom Adrenalin angetrieben, stand ich auf und rannte die Strasse hinunter, in Richtung der Stadttore. Dann durchdrang ein Schuss die Schreie der polnischen Armee. Ich fiel nieder, mein Bein fühlte sich seltsam taub an. Vergeblich versuchte ich wieder aufzustehen. Panikerfüllt blickte ich in Richtung meines Beines.

Ein rotes Loch, blutgetränkt, befand sich auf meinem Oberschenkel, oder sollte ich sagen in meinem Oberschenkel? Ein Loch, so gross, dass ich durch mein Bein hindurchsehen konnte. Kurz nach diesem Ereignis verlor ich mein Bewusstsein.

Als ich wieder erwachte, befand ich mich in einem Zelt mit weissen Wänden. Umherrennende deutsche Soldaten versorgten ihre verwundeten Kameraden links und rechts von mir. Mein Bein schmerzte seltsamerweise nicht mehr. Um ehrlich zu sein, spürte ich gar nichts mehr. Langsam richtete ich mich auf und blickte voller Entsetzen auf mein Bein. Sofort schloss ich meine Augen, öffnete ich sie wieder, in der Hoffnung, dass das alles nur Einbildung war. Denn dort, wo eigentlich mein Bein sein sollte, war nur noch Holz.

Ein Soldat der Wehrmacht kam zu mir und sah sich mich an. Ich fragte mich, warum er mich versorgte. Waren wir nicht Feinde? Und da fiel es mir ein. Vor zwei Wochen hatte ich von meiner Grossmutter einen Anhänger mit einem Kruzifix erhalten. Sie gab es mir und sagte mir nur noch: „In diesen Zeiten ist es besser, wenn man das mit sich führt. Gib deiner Schwester das Zweite. Ich hab’ nämlich ein ungutes Gefühl“.

Von meinen Eltern kam nur ein seltsam leerer Blick. Anscheinend wussten sie damals, dass es die Deutschen auf uns abgesehen haben. Natürlich vergass ich es, meiner Schwester den Anhänger zu geben.

Ich versuchte aufzustehen, fiel aber sofort wieder hin. Als ich wieder am Boden lag, erhob ich mich, und versuchte meine Schwester auszumachen. Ich versuchte einen umhergehenden Soldaten zu fragen, doch als er meine Frage hörte, drehte er sich wieder um, sein Gesicht seltsam verzerrt.

Mehrere Tage vergingen, bevor ich mich zum ersten Mal wieder erheben konnte. Als ich das Zelt zum ersten Mal verliess, sah ich überall Leichen von Polen. Sie türmten sich in gigantischen Haufen auf, die blutverschmiert die Stadt durchzogen. Das Zelt war direkt vor einem grossen Platz: dem Marktplatz. Er war fast nicht wiederzuerkennen. Auf ihm befand sich ein noch grösserer Haufen von erschossenen Leichen. Und zuoberst auf dem Turm an bestialischer Gräueltaten lag sie: meine kleine, unschuldige Schwester. Ihr Kopf von dem Körper getrennt, blutverschmiert und mit leeren Augen.

Es sind inzwischen achtzig Jahre vergangen. Ich liege in meinem Krankenbett und das einzige, was meine verwirrten Gedanken noch durchzog, war das Bild von diesem Tag. Der Tag, der mir vor Augen führte, was für eine grausame Kreatur der Mensch doch sein konnte.

*“An apple fell, and everyone knew gravity. Millions fell, yet no one knew humanity.”
Rick Yancey, “The 5th Wave”*

3. Preis

Kategorie A (1. Klasse)

Maya Frei, 1A

Das tote Leben

Die Interdependenz von Leben und Tod spielt die zentrale Rolle in Maya Freis Text. Die Autorin macht sich dabei gute Gedanken, baut schöne Sprachbilder ein und versucht dieser unweigerlichen gegenseitigen Abhängigkeit auch etwas Gutes abzugewinnen. Auch wenn der Text stellenweise mit etwas gar viel Pathos daherkommt – angesichts des Weltschmerzes der Adoleszenz gar zu wenig? – schafft sie es, am Ende des Textes radikal mit diesem Pathos zu brechen. Statt auf „Carpe diem“ oder „Memento mori“ zurückzugreifen, bedient sich Maya Frei eines Textzitats aus der Feder des US-amerikanischen Musikers Pitbull, der eher für eingängige Songs als für philosophischen Tiefgang bekannt ist. Kann man als gar banal betrachten – oder eben als genau diesen Bruch, der aufzeigt, dass man grossen Fragen auch einfache Antworten entgegenhalten kann.

Franco Arnold

Das tote Leben

Ein Oxymoron. So wird dieser Titel in schlaunen Kreisen definiert. Zwei sich gegenüberstehende Begriffe, kombiniert zu einem Ausdruck.

Wir fürchten den Tod. Wir fürchten ihn, weil das der Punkt in unserem Leben sein wird, an dem wir die Kontrolle über uns selbst am Strassenrand liegen lassen müssen. Der Punkt, an dem wir die Fäden unseres Daseins weitergeben müssen. Die Fäden, die wir, seit wir uns erinnern können, angezogen in unseren Händen halten, umklammerten, auch wenn die Umstände noch so dran zogen und das Garn bis zum Bersten gespannt war. Wir liessen uns lieber die Handflächen blutig aufreiben, als jemals unsere Schicksalsfäden jemand anderem in die Hand zu drücken.

Das goldene Wort ist 'Kontrolle'. Die Angst vor dem Kontrollverlust steht in unserer DNA geschrieben und je grösser die Differenz von unserem Geburtsjahr zum aktuellen wird, desto weiter frisst sie sich nach draussen. Das Bewusstsein vom bevorstehenden Unbewusstsein nimmt unsere Seele ein und färbt sie schwarz.

Jeder muss sterben. Ist das nur eine Behauptung? Eigentlich nicht, würde nun mancher sagen, doch nehmen wir mal an, es ist eine. Nehmen wir sogar an, es ist eine Lüge. Niemand muss sterben. Der Tod ist nur ein Mythos, eine unheimliche Gute-Nacht-Geschichte, ein erfundenes Szenario, das nie passieren wird. Was hat das Leben dann noch für eine Bedeutung? Was ist das Leben ohne den Tod? Wenn man nicht stirbt, kann man dann überhaupt leben? Wird nicht durch das Auslöschen des Todes automatisch das Leben selbst auch ausgelöscht? Wie überlebt der Begriff 'schön', wenn es 'hässlich' nicht mehr gibt? Wie kann man etwas als 'gut' empfinden, wenn man nicht weiss, wie sich 'schlecht' anfühlt?

Das Leben und der Tod sind zwei voneinander absolut abhängige Gegenteile – wie Anfang und Ende, Tag und Nacht. Wird die eine Sache ausgelöscht, so hört auch die andere auf zu existieren.

Viele fürchten den Tod. Sie haben Angst vor der Ungewissheit, der Leere, die er mit sich bringt. Dabei schafft doch genau diese Dunkelheit des Todes Raum für das Licht des Lebens.

So wie die Schwärze der Nacht den Sonnenstrahlen des Tages Platz macht und der Schnee des Winters den Blumen im Frühling.

Vielleicht ist es uns nicht immer bewusst, aber wir brauchen die dunklen Nächte und die kalten Winter, um uns über die strahlenden Tage und die warmen Frühlinge zu freuen. Es sind die Schmerzen der traurigen Kapitel in unserem Leben, die uns die Schönheit des Lebens lehren.

Das Geheimnis könnte darin liegen, den Tod nicht als Feind, sondern als Begleiter zu sehen – einen Begleiter, der uns daran erinnert, jeden kleinen Moment zu leben, als ob er ein eigenes kleines Leben wäre.

So wie Pitbull sagte: *“You call it moment, I call it life.”*

1. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Lisianne Ambord, 2F

Die Stunde, die man nicht vorher kennt

Sein oder Nicht-Sein

„Ich bin nicht.“ Mit diesen Worten fordert Lisianne Ambord die Leser*innen heraus. Reine Provokation, Selbstnegation oder wohnt diesem Einstieg doch mehr Tiefe inne? Die drei kantischen Grundfragen der Philosophie („Was kann ich wissen?“, „Was soll ich tun?“, und „Was darf ich hoffen?“) verbindet alle diese Betonung des Subjektiven. Das Subjekt Ich, welches handelt und hofft, hängt von der phänomenologischen Wahrnehmung eben dieses ab, dessen Natur nur durch sich selbst transzendierend als Erscheinung wahrgenommen werden kann, die folglich jegliches Handeln aber auch Nachdenken über die Welt als auch sich selber bestimmt. Während der grosse Königsberger sich bei der Beschreibung der menschlichen Natur in die Annahme eines a priori transzendentalen-Ich rettet, hält die junge Autorin dieser Versuchung stand. Der Text flüchtet sich nicht in das Bekannte, Bequeme oder Tröstende, sondern entwickelt in der Tradition des Existentialismus die Facetten der Tragödie des individuellen menschlichen Daseins. Das konstante Werden mündet darin, dass wir erst, wenn wir nicht mehr sind, sind. Dies geschieht auf eine konzise Art und Weise, ohne herzlos zu sein, und rüttelt emotional auf, ohne in Pathos zu verfallen. Lisianne regt uns zum Nachdenken über Udenkbares an. Eine Provokation im besten Sinne.

Philipp Eyer

Die Stunde, die man nicht vorher kennt

Ich bin nicht. Ich werde höchstens oder möchte sein, und doch bin ich nicht. Sein oder nicht sein, war, was mir leid tut, überhaupt im Leben des Menschen, egal welche Form und Eindeutigkeit man ihm auch geben mag, nie die Frage. Niemand möchte sein, selbst der, der denkt, er sei, möchte werden. Er reißt Gräben zwischen dem, der er ist, und dem Ungewissen und doch möglicherweise Werdenden, das er sein könnte, wenn er doch nur würde. Er wäre gern mehr als er ist, hätte gern mehr als er hat, und verbringt sein gesamtes Leben rastlos damit, diese Zustände zu erreichen. Vielleicht sollte man in höheren Tönen von ihm sprechen. Vielleicht sollten seine Tage geschäftiger, seine Nächte geruhsamer, seine Wege müheloser oder seine Zeiten erfüllter sein. Seine Leiden kleiner und die Liebe geräumiger in seinem Leben. Und er wird nie wirklich frei von all dem; immer noch ein bisschen. Ein bisschen besser.

Und das schmerzliche Bewusstwerden des Seins geschieht erst in der Stunde, in der all die Gräben sich wieder schliessen und der, der gerne wäre, die unsrige Welt des Werdenwollens verlässt, wo er nur der sein kann, der er ist, und eben nichts weiter hat, als das, was er besitzt.

Die Stunde, die man nicht vorher kennt.

2. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Lukas Kronig, 3F

Eudaimonia

Lukas Kronigs Gedicht *Eudaimonia* beginnt widersprüchlich. Das lyrische Ich liegt im frisch gefallenen Schnee und fühlt sich doch warm und angenehm umhüllt. Statt auf die weisse, trostlose Gegend, richtet es den Blick gen Himmel, um, am Boden liegend, dessen ganze Farbpalette zu erfassen. Selbst die grauen Felsen dienen als Leinwand eines Lichtspiels. Passend zum Titel des Texts, scheint das lyrische Ich von Glückseligkeit erfasst.

Wie das? Dieser Gemütszustand scheint an ein braunäugiges „Du“ geknüpft. Mit einem kaleidoskopartigen Blick führt uns Lukas Kronig durch die facettenreiche Gemütswelt einer Beziehung. Zu Beginn liegt der Fokus auf der visuellen Wahrnehmung und lässt uns durch die sprichwörtlich rosarote Brille sehen. Doch, als wären sie anfänglich vom kalten Schnee betäubt, erwachen allmählich all die anderen Sinne. Als die Liebe zu Bruch geht, wird nicht nur der Gehörsinn in Mitleidenschaft gezogen, sondern der gesamte Körper, das Denkvermögen. Die verlorene Liebe wird Tinnitus, Schatten, Zünder, gar zum körperlichen Eindringling in Form eines Parasiten.

Mit seiner kräftigen Bildsprache ist Lukas Kronig ein starker Text gelungen. Bleibt zu hoffen, dass das lyrische Ich Recht behält: Das Verweilen in schönen Erinnerungen muss nicht ewiger Eskapismus bleiben, sondern ist vielleicht ein notwendiger Schritt, Kummer zu verarbeiten und ihn vielleicht auch eines Tages zu überwinden.

Barbara Schnidrig

Eudaimonia

Ich liege still im frisch gefall'nen Schnee,
Die Luft umhüllt mich warm und angenehm.
Es weht leise singend ein sanfter Wind,
Pfeift alte Lieder durch die Baumkronen.
Der Abend malt mit Farben jeden Atemzug,
Die Himmelskuppel leuchtet stets im Wandel.
Dreh ich mich langsam, seh' ich ringsherum
Die ganze Farbpalette aufgemalt:
Sie reicht von Rot, Orange bis Gelb im Westen,
Im Osten Violett, ein Hauch von Rosa.
Die Sonne längst verschwunden hinter Bergen,
Doch strahlt der Himmel noch in Petrolblau.
Die Gipfel stehn, wie ausgeschnitten scharf,
Vor dieser Leinwand, bunt und grenzenlos.
An rauen Felsen zeichnen Licht und Schatten,
Aus Schnee und Stein gespenstische Formen.

Verloren bin ich in diesem Moment,
Wie in den Tiefen deiner braunen Augen.
Ich könnte ewig liegen, aufwärts schauen,
Den Abendhimmel bestaunen, so wie dich.
Ein Augenblick, da warst du fort, vergessen,
Ein einsamer Moment, nur ein Gedanke.
Doch dann kehrst du zurück - ein Tinnitus,
Der mein Hirn nie verlässt, ein Parasit.
Du teilst die Perfektion mit dem Moment,
Und doch bist du der glühend heiße Funke,
Der Zünder, der die Harmonie zerstört.

Du überschattest jeden schönen Augenblick,
Mit dem Vielleicht, was hätte sein können.
Du bist zum Greifen nah, berührst mich fast,
Millimeter vor meinen Fingerspitzen,
Und doch bleibst du so unerreichbar fern.
Wie deine Asymptote bin ich stets
Verloren nah bei dir und doch entfernt.
Der Moment geht vorbei, von dir gestohlen.

Doch bevor er mein Gehirn verlassen kann,
Drängt sich ein tröstlicher Gedanke auf:
Wenn ich nur liegen bleibe hier und jetzt,
Vergessen wir einander irgendwann.
Und hoffentlich geht mit dir auch der Schmerz,
Der Kummer, all die Sorgen, die du bringst.
Vielleicht vergeht die Liebe - hoffentlich.

Man sagt, es wäre trostlos, jeden Tag
Den besten seines Lebens zu durchleben.
Man sagt, nur durch all die schlechten Tage
Fängt man die guten erst zu schätzen an.
Doch warum soll ich nicht hier liegen bleiben,
Und ewig den perfekten Tag geniessen?
Warum den schönsten Augenblick beenden,
Fernab von allen Sorgen, all dem Schmerz?
Mein Leben wäre nur von Glück erfüllt,
Endlos hier liegend, den Moment erlebend.
Ein Sein im Jetzt - vielleicht auch ohne dich.

Förderpreis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Jaël Imoberdorf, 2C

Kennenlernen leicht gemacht – Wie Generation Z es macht

Kennenlernen leicht gemacht, ein grosser Titel für ein Thema, das Pärchen seit jeher beschäftigt und bei dem sich Generationen den Kopf zerbrochen haben, wie sie das Kennenlernen erfolgreich gestalten können. Dass gerade die Generation Z den leichten Weg gefunden hat, mag erstaunen, gilt diese Generation doch als faul, überempfindlich und wenig belastbar. Wie erreicht man es denn nun, dass man Leute kennenlernt und es erfolgreich schafft, nicht stammelnd vor der Angebeteten oder dem Angebeteten zu stehen und nach Worten zu suchen? Die Lösung liegt für die Gen Z und die Autorin Jaël Imoberdorf nicht auf, sondern in der Hand! Online, Handy, Snapchat! Die dauererreichbare Nattel-Generation weiss, wie es geht. Scheinbar!

Die Autorin startet ihren Text mit einem kurzen Abriss der Dating-Geschichte unserer Eltern und Grosseltern und romantisiert dabei die schöne alte Zeit, nur um dann in einem ironisch-satirischen Ton aufzuzeigen, wie das alles heute funktioniert: Handy raus, soziale Medien auf On und das persönliche Gespräch und physische Nähe auf OFF. Statt um Schmetterlinge im Bauch geht es eher um Akkustriche auf dem Display, so dass man immer sicher sein kann, bereit zum Flirten am Handy zu sein. Sprühten früher die Funken bei Verliebten, funkt heute die Gen Z ihre Liebe in digitalen Medien. Doch es gibt noch einen Funken Hoffnung, wenn man sieht, wie eine Autorin aus der Gen Z selbstreflexiv sich und ihresgleichen auf die Schippe nimmt. Gratulation zu dieser feinen Kritik an der eigenen Generation.

Andreas Imoberdorf

Kennenlernen leicht gemacht – wie Generation Z es macht

Geschrieben von: einer Person der Generation Z, selbstverständlich.

**Warnung! Dieser Text enthält satirische
Inhalte und Ironie.**

Wer liebt sie nicht, die Kennenlerngeschichten eines Pärchens? Wie Oma und Opa sich damals trafen, wie die Eltern ein Paar wurden und auch, wie der Liebespfeil, die beiden frisch Verliebten, zuhinterst am Tisch, getroffen hatte. Diese aufregenden Erzählungen lockern die Familienanlässe auf und selbst die grauenhafteste Torte kann noch als „schmeckt speziell, aber mit Liebe gemacht“ betitelt werden. Diese Geschichten klingen romantisch und mit einem oder dem anderen Glas Wein noch kühner.

Zu Grosselterns Zeiten traf man sich in einem Fest und tanzte zusammen. Das Tanzen erwärmte einem schnell das Herz. Natürlich gab es strikte Regeln, die ein Pärchen bis zur Heirat einhalten musste. Der Mann wurde stets vor Einbruch der Nacht von den Schwiegereltern aus dem Haus geschmissen. Ausserdem durfte es bis zur Hochzeit nicht zu wild getrieben werden. Wenn nach neun Monaten ein Geschenk erschien, aber noch kein Ring am Finger steckte, war etwas wirklich falsch gelaufen.

Zu Zeiten unserer Eltern war das schon viel entspannter. Auch wenn der Pfarrer zu den Familien nach Hause ging, um den jungen Mädchen das selige Amt der Klosterfrau näher zu bringen, stiegen die Hormone den Jugendlichen meistens doch mehr zu Kopf, als der Wunsch eine Klosterfrau zu werden. Dann lernte man sich nach dem Motto „*Augenkontakt zuerst*“ kennen. Die Geschichten sind romantisch. Die Menschen konnten sich ganz unterschiedlich kennengelernt haben. Sei es in einer Diskothek, im Loserball, im Sportverein, in der Schule, wenn man versehentlich zusammenstiess oder zum Beispiel im Zug.

Ja, auch zu heutigen Zeiten können wir Jugendliche uns ohne Probleme im Zug kennenlernen. Dabei müssen wir natürlich beachten, dass es ein grosser Vorteil ist, wenn wir im gleichen Abteil sitzen. Das ist wünschenswert, da dort die Internetverbindung funktioniert oder im Zweifelsfall der Hot Spot assistiert. Also Handy rausnehmen, Snapchat öffnen, den Namen des Schönlings oder der Schönen eingeben und auf hinzufügen klicken. Dann kann das Kennenlernen beginnen und wir schreiben drauf los. Natürlich funktioniert dies im Zug nur, wenn wir den Namen der Person bereits kennen. Wenn er uns jedoch nicht bekannt ist, stecken wir den Kopf trotzdem nicht in den Sand. Geht die Person auf die gleiche Schule, schauen wir ihren Stundenplan an und belauschen die Person. Kennt sie jemand unserer Freunde, fragen wir nach, mit Google könnte sie auch gut zu finden sein und natürlich ist Instagram mit der Funktion *gemeinsame Follower* auch eine Lösung. Tausende von Möglichkeiten!

Hat mich die Person auf Snapchat angenommen, liegt unserem Kennenlernen nichts mehr im Wege. Einfach miteinander chatten und natürlich nicht vergessen *Flammen* zu machen. Denn jeden Tag ein Bild zu schicken, ist selbstverständlich sinnvoll und liefert absolutes gegenseitiges Interesse. Ist ja fast schon so, als ob ich meinen Lieblingschauspieler um ein Autogramm bitten würde.

Was das Kennenlernen über Snapchat angibt, gibt es vier verschiedene Typen.

1. Typ, der fragt: „Bist du single?“ oder „Schick Bild!“ Ist die Antwort „Nein“, ist unsere Kennenlernphase vorbei und wir passen echt nicht zusammen.
2. Typ, der mit mir schreibt und wir erzählen uns alles Persönliche. Oder war es doch alles Unpersönliche? Egal. Möglicherweise haben wir ein Bild voneinander gesehen, oder auch nicht, aber auf jeden Fall unterstützen wir uns gegenseitig, um bei unseren Freunden (oder auch Feinden) anzugeben. Niemand muss ja wissen, dass wir uns selten oder noch nie getroffen haben.
3. Typ, der schreibt und mit dem es immer lustiger wird. Also wirklich lustig und sogar persönlich. Doch als wir uns endlich in Echt gegenüberstehen, tut er so, als ob er mich nicht kennen würde. Was für ein Feigling! Aber selbst schuld, er ist derjenige, der etwas verpasst.
4. Typ, mit dem ich schreibe und wir merken, dass wir uns voll gut verstehen. Wir schreiben öfters, treffen uns und passen bestens zusammen. Wir werden ein glückliches Paar, dank Snapchat. Ja, wer sagt's denn?

Snapchat ist die effektivste Variante einander kennenzulernen. Einfach, schnell und leicht zu beenden. Dieser *Blockieren*-Knopf ist wahrlich ein Geschenk. Habe ich auf jemanden keine Lust mehr, ist er schwupps und weg. Früher, da waren die Menschen komplizierter. Wenn sie in einer Beziehung Schluss machen wollten, dann hatten sie allen Ernstes die Angewohnheit, ihren Beschluss der Person bei einem persönlichen Treffen mitzuteilen. Sie quälten sich damit, der Person in die Augen zu schauen, während sie ihr das Herz brachen. Heutzutage schreiben wir einfach eine Nachricht. Wie geht es der anderen Person dabei? Die nimmt das sicher auch voll cool auf und unsere Generation steht ja über den Dingen. Glaube ich zumindest. Und eigentlich auch egal, denn: „*Was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss.*“

Natürlich sollten wir nie ohne das Handy an eine Party gehen. Das wäre, als ob wir Kaffee ohne Kaffeebohnen trinken würden! Denn was sollten wir tun, wenn wir in einer Party jemanden Süßes sähen und kein Handy dabei hätten? Keine Ahnung! Mit dem Handy ist es wesentlich einfacher. Ich gehe rüber, frage, ob wir uns besser kennenlernen dürfen, gebe dann die Handynummer und gehe wieder zurück zum Platz, um von dort aus zu chatten und sofort zu merken, ob es zwischen uns funkt.

Für jedes Kennenlern- bzw. Beziehungsproblem gibt es noch unseren Freund und Helfer, der immer zur Stelle ist. Damit meine ich natürlich nicht die Polizei. Nein, das wäre ja gelacht. Unser Freund und Helfer ist selbstverständlicherweise ChatGPT, wer sonst?

ChatGPT hat immer eine Lösung, ist immer nett und sagt nur, was wir hören wollen. Wer braucht schon einen Psychiater, wenn es ChatGPT gibt?

Zu guter Letzt gibt es noch die Situation, in der ich jemanden, den ich süß finde und dem ich über Snapchat schon lange schreibe, endlich ansprechen könnte. Er ist nun endlich allein. Seine Kollegen sind nicht da, und es ist die optimale Chance. Mit wackeligen Knien nähere ich mich ihm und überlege, was ich sagen möchte. Plötzlich fällt mir natürlich ein, dass ich noch dringend eine WhatsApp-Nachricht schreiben muss und setze mich (erleichtert) hin, um die Nachricht in Seelenruhe zu schreiben. Dann ist der Moment vorbei und seine Kollegen sind wieder zurück. Ach, was für ein Pech! Ich überlege mir kurz, wieso ich die Chance nicht gepackt habe, seufze dann und denke mir: „*Ach, was soll's*“. Also schreibe ich ihm weiter über Snapchat. Das ist ja sowieso viel cooler.

Während Generation X sich in ihrer Jugend damit abmühte, Briefe zu schreiben und Anrufe nur über das Festnetz zu betätigen, hatte es Generation Y schon wesentlich leichter. Sie hatten als Jugendliche ein Handy und konnten sich bereits SMS schreiben, wenn auch kostenpflichtige. Natürlich sind wir, die jetzigen Jugendlichen, die Generation Z, am privilegiertesten. Wir können Nachrichten in Sekundenschnelle versenden, wir können sie widerrufen, bearbeiten, teilen. Wir können einen Beitrag liken, Kommentare schreiben, Bilder und Filme bearbeiten, KI nutzen und noch viel mehr. Haben wir es nicht klasse?

Also was lernen wir aus diesem **seriösen** Text?

Handy, Snapchat und ChatGPT sind heutzutage die Grundlage des Kennenlernens. Achten sie immer darauf, dass ihr Handy genug Akku hat und dass es mit dem Internet verbunden ist.

Ach, und fast hätte ich es vergessen. Machen sie ihr Handy bitte zu einem tollen Accessoire, kaufen sie ihm eine attraktive Handyhülle und lassen sie ihr Handy gutaussehenden Menschen entgegenfunkeln!

1. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passerelle Dubs)

Fabian Franzen, 5A

Der Silberbach

So muss sich die Vorhölle anfühlen. Ein erfolgreicher Schriftsteller liegt nach einem Autounfall im Krankenbett – „gelähmt vom Zehennagel bis zur Haarwurzel“. Fast ausschliesslich Abscheu hat er übrig für die Welt, seine Leserschaft, seine Situation. Einzig die Sehnsucht nach dem „Silberbach“ scheint ihn am Leben zu halten, die Sehnsucht nach seinem „Elysium“, seiner Insel der Seligen.

Fabian Franzen schafft es mit seinem Text *Silberbach*, die Leserin und den Leser zu packen. Klug baut er immer wieder den Hoffnungsschimmer in die Abwärtsspirale des Protagonisten ein, der in bester houellebecqscher Manier in seiner Verachtung zu wissen scheint, worauf sein Schicksal herausläuft. Sprachlich überzeugt Franzens Text vollends, mit klugen Wortspielen und abstrusen Namen. Dieses Gefühl des Ausgeliefertseins, das dem Hauptprotagonisten immer stärker bewusst wird, geht unweigerlich auf die Leserin und den Leser über – und endet in fulminantem Fatalismus.

Franco Arnold

Der Silberbach

Und das Rauschen des Silberbachs erfüllet den Wald, die Vögel singen, der Morgen noch kalt. Die sanfte Brise bläst mir ins Gesicht. Das Gras zu Füßen. Der Duft des Morgentaus, des Walds, der Wind im Haar, der süsse Duft des Harzes, vom Holz, nass vom Morgentau, der Duft wie eisgekühlter Whisky, bittersüss. In sanften Nebel gehüllt, der morgendlich' Wald. Ich möcht' ewig sein, hier, glücklich in Elysium, im grünen Wald, am Silberbach, wenn der Morgen kalt und ich frei bin und fühle, mit allen Sinnen.

Was ist schon Erfolg, wenn niemand weiss, wozu, wieso? Dieser Kritikerabschaum, Bestsellerlisten, Leserbewertungswahnsinn. So lesen sie, was ich schreibe, und träumen – träumen von meinen Utopien! Doch haben sie vergessen, dass das, was ich schreibe, Realität, keine Utopie ist! Dieser Abschaum, gänzlich von der Fähigkeit abgekommen, zu fühlen. Konjunktur! Nichts als Konjunktur in ihren Köpfen! Und der Silberbach, tief im Wald, isoliert von dieser entrückten Welt. Ich mache mir nichts draus, ich erlaube mich an ihrer Naivität. Schliesslich lebe ich von ihr – und es lässt sich gut leben im vom Träumen getragenen Erfolg. Darf ich vorstellen? Mein Porsche 356 America Roadster, brandneu, Baujahr 1952, 70 rasende Pferde unter der Haube, 175 Kilometer die Stunde. Natürlich im Handschuhfach, mein Flachmann, immer mit bestem schottischem Whisky befüllt. Und so rase ich durch die Landschaft, mit meinen 70 Pferden, der Wind im Haar, die Sonne auf meiner Haut – befreit von dieser Welt – zu meinem Silberbach.

Und das Rauschen des Silberbachs erfüllet den Wald, die Vögel singen, der Morgen graut. Der Duft des Morgentaus, des Walds, der süsse Duft des Harzes, vom Holz, nass vom Morgentau, der Duft wie eisgekühlter Whisky, bittersüss. In sanften Nebel gehüllt, der morgendlich' Wald. Ich möcht' ewig sein, hier, glücklich in Elysium, im grünen Wald, am Silberbach, wenn der Morgen graut und ich frei bin und fühle, mit Sinnen. Doch etwas fehlt.

Meine Augen brennen im gleissenden Neonlicht. Der Blick mustert den Raum. Grau. An meinem rechten Arm; ein Schlauch, welcher wie ein Wurm zu einem aufgehängten Beutel führt. Ein Hospital? Ich will meine Zehen bewegen, doch wollen sie nicht, meine Beine, die Hände, die Arme, sie wollen nicht. Meine Brust bebt, das Herz klopft. Eine Paralyse? Ein hagerer, weiss gekleideter Mann, mit grauem, gepflegtem Bart, aber – zu meiner Belustigung – mit dicken, schwarzen Augenbrauen, betritt den Raum. Doktor Succubo sein Name. Ein komischer Name, ich vermute eine italienische Herkunft. „Er ist zu sich gekommen“, Succubo, mit einer Stimme, welche klang wie ein feuchter Weinkeller in Venedig, „der Teufelskerl! Noch nie gesehen, so etwas! Zumindest noch nie etwas Lebendiges.“ Der Doktor unterrichtete mich in meinem schweren Autounfall; weiss nicht, wie viele X-Frakturen, Schädeltrauma, Wirbelsäulenbruch – Gelähmt vom Zehennagel bis zur Haarwurzel, gezeichnet, für immer. Hospital ein ganzes Jahr.

Danach, ins Heim, aber bitte im nahen Dorf am Silberbach! Fern des Elends, nah an Elysium. Die Betreuer sind schrecklich. Schrecklich langweilig und öde, von jener Sorte Mensch, welche mein Werk verehren. Immerhin helfen sie mir, so gut sie können. Sie schreiben für mich nach Diktat – natürlich die grösste Ehre für sie, meine Hand zu sein. Zumindest seitdem sie vor 20 Jahren vom paraguayischen Botschafter mit einem Korb voll halbverdorrter Kornblumen, in welchen ein Meerschweinchen sass, beehrt wurden, aus Dank, dass zwei

Betreuer ihn nach einer Autopanne für drei Stunden im Heim mit ebendenselben, scheusslich trockenen Birnenkuchen – mit welchem auch ich täglich gequält werde – verköstigt wurde. Der Kornblumenkorb steht noch heute auf dem Kaminsims, darin das ausgestopfte Meerschweinchen „Otto von Bismarck“. Diese Geschichte, wie auch noch viel Abstruseres muss ich mir täglich anhören. Wer gehört wohl eher im Heim betreut? Aber am meisten überdrüssig bin ich dieser nicht enden wollenden Bemutterung. „Sehen Sie doch da, ein Spatz!“ „Wie schön, das Wetter.“ „Noch ein Kaffee? Ein Tee?“ Verdammt, wenn ich einen Spatz sehe, dann sehe ich ihn und ich merke, wann Kaiserwetter herrscht und nein, ich will weder Tee noch Kaffee, sondern einen Whisky! Ihre Stimmen. Ihre Stimmen andauernd in meinem Kopf. Ich kann nicht mehr hören. Ich will nicht mehr hören. Ich will nicht bemuttert werden, ich bin frei! Oder bin doch ein Kind? Kann ich mich nicht einfach weigern, bemuttert zu werden? Ich will sein ein unartiges Kind, rebellisch, frei.

Und der Silberbach erfüllet den Wald, die Vögel, der Morgen graut. Der Duft des Morgentaus, des Walds, der süsse Duft des Harzes, vom Holz, nass vom Morgentau, der Duft wie eisgekühlter Whisky, bittersüss. In sanften Nebel gehüllt, der morgendlich' Wald. Ich möcht' ewig sein, hier, glücklich im Elysium, im grünen Wald, am Silberbach, wenn der Morgen graut und ich frei bin und fühle, mit Sinnen. Doch etwas fehlt.

Kein lästiges „guten Morgen“ heute. Keine Fragen, keine Antworten. Oh, welch Glück! Welch Elysium! Oh, wenn die Menschen, diese verrückte schwarze Masse von Ungeziefer, welches mein Werk verehrt, nur wüssten, wie schön es ist, den Tumult nicht zu hören. Diese Ruhe, diese Gelassenheit, welch Götterwerk. Eigentlich ist dieses Heim gar kein so schrecklicher Ort, kein zehnter Höllenkreis, in dem ich mich ahnte. Ich kann zwar kein Radio mehr hören, aber diese neumodische Amerikanermusik konnte mich ohnehin noch nie einen Freund nennen. Was mir bleibt – welch Glück, dass ich mich dieser Unfall nicht vor 30 Jahren ereilte – der Fernseher. Und Gott, wie ich die Pferderennen in diesem Kasten geniesse! Auch jetzt wette ich noch gerne. Immer auf die Nummer fünf. Früher pflegte ich noch gerne, dabei ein Glas Whisky zu trinken, aber dieser ist im Heim verboten. Es herrscht absolute Prohibition. Wie konnten das nur die Amerikaner aushalten? Das schlimmste, ich könnte mir nicht mal einen Flachmann unter dem Kissen verstecken, fehlt mir dafür die Bewegung. Ein Alkoholproblem hatte ich jedoch nie. Jeden Tag nur Holunderblütentee. Nur dieses bittere Gebräu steht mir zu Diensten, um diesen scheusslich trockenen Birnenkuchen meinen Rachen hinabzuwürgen. Aber was wäre? Nein. Oder doch? Was wäre, wenn ich einfach mal aufhören würde zu schmecken?

Und der Silberbach erfüllet den Wald, die Vögel, der Morgen graut. Der Morgentau, der Wald, der süsse Duft des Harzes, vom Holz, nass vom Morgentau. In sanften Nebel gehüllt, der morgendlich' Wald. Ich möcht' ewig sein, hier, glücklich im Elysium, im grünen Wald, am Silberbach, wenn der Morgen graut und ich frei bin und fühle, mit Sinnen. Doch etwas fehlt.

Heimausflug in die Stadt. Hinaus in den Wahnsinn kapitalistischer Weltarchitektur. Der Silberbach, weit weg von mir. Ich bin seit meinem Unfall, obwohl mein Heim im Dorf ganz in der Nähe läge, nie wieder dort gewesen. Mein Rollstuhl wäre dem Weg dorthin ohnehin nicht gewachsen gewesen, zu verwachsen, zu viele Wurzeln. Das sanfte Grün. Das Schattenspiel von Sonne und Ästen. Der Morgentau, wie er an den Spinnweben glitzerte, wie tausend Diamanten. Am Ufer, eine Decke, rot–weiss kariert. Darauf meine längst vergangene

Liebe. Noch einmal jung sein, am Silberbach. Dem Wasser zusehen, wie es sich durch den Wald schlängelt. Die Vögel, manchmal sah man ein Reh. Da sang ich immer zu ihr, wie schön es doch wäre, dort zu bleiben, bis die Haare silbern, silbern wie der Bach. Doch das einzige Silber, welches ich hier erspähe, ist das Silber der verchromten Stossstangen der Schlitten in der Stadt. In diesem Wahnsinn. Die Leute, alle grau. Sie blicken zu mir – einem Mann im Rollstuhl. Ob sie mich erkennen? Ob sie wohl auch zu diesem Abschaum gehören, welcher mein Werk verehrt? Wenn sie doch nur wüssten, dass es dieses Elysium doch tatsächlich gäbe! Aber nein, die graue Masse bewegt sich durch die Strassen der Stadt wie das Geschiebe eines stürmischen Bachs. Und dann noch dieser Gestank. Dieser Gestank nach Benzin, Erfolg und Konjunktur. Er widert mich an. Der Gestank der Kanalisation, der Verwesung, des Betons, des Teers. Er bohrt sich durch meine Nase, wo er mich vergiften will. Der elfte Höllenkreis? Welcher Abschaum! Viel lieber wäre ich doch bei meinem Silberbach. Wo der Duft des Morgentaus mich erfüllt. Ich schreie, doch ich kann mich nicht selbst hören. Ich muss raus! Raus aus dieser Stadt. Ich fluche, ich brülle. Ich blicke auf. Die schockierten Blicke der grauen, stinkend vermoderten Masse erwiderten die meinen Erflehenden. Ich muss raus! Raus aus dem Gestank. Ich will, ich kann nicht mehr. Meine Nase quält mich, als würde ich gesteint werden. Die Blicke, der Gestank.

Und der Silberbach erfüllet den Wald, die Vögel, der Morgen graut. Der Morgentau, der Wald, das Harz, das Holz, nass vom Morgentau. In sanften Nebel gehüllt, der morgendlich' Wald. Ich möcht' ewig sein, hier, glücklich im Elysium, im grünen Wald, am Silberbach, wenn der Morgen graut und ich frei bin und fühle, mit Sinnen. Doch etwas fehlt.

Ich öffne meine schweren, alt werdenden Augen. Bekannte Umgebung. Ich fühle mich gut. Nein, ich fühle mich sogar prächtig! Es ist sechs Uhr dreissig, übliche Zeit. Die Tür öffnet sich. Den grauen, gutgepflegten Bart und – vor allem – die dicken, schwarzen Augenbrauen könnte man kaum verkennen; Doktor Succubo betritt den Raum. So früh? Er steht in der Zimmerecke, seinem Blick nach zu urteilen besorgt, enttäuscht, ich kann nicht richtig sagen. Ich liege in meinem Bett, zufrieden, irgendwie ... wie geborgen. Wie frisch geboren. Er holte eine eierschalengelbe Mappe aus seiner schwarzen Aktentasche mit silbernem Verschlussknopf. Der Knopf erinnerte mich an meinen Bach. Für einen kurzen Moment erkannte ich in seiner Tasche den Einband eines Buches. Es reichte mir noch, den Titel eben jenes zu lesen; es war der Titel meiner Konkurrenz. Ich erlaube mir, kurz meine Konkurrenz vorzustellen: Ein Jahrgänger, geboren in der Stadt. Oh, wie ich ihn verfluchen könnte. Oder wie er mich verfluchen müsste. Der Abschaum, das Ungeziefer, welches sich an meinem Werk ergötzt, es sollte doch viel lieber ihm zu Füßen knien, seine Schuhe ablecken. Während ich von meinem Silberbach schrieb, schreibt er von den silbern glänzenden Chromstahlstangen der Limousinen, welche durch die Strassen der Stadt flanieren. Sein Werk: Die Bibel der kapitalistischen Weltarchitektur. Konjunktur – etwas, was sein Werk zu seinem Ärger nicht in den Genuss kommt. Ich habe Respekt vor Doktor Succubo. Ich vermisse seine Stimme, wie die eines Weinkellers in Venedig. Aber die Augenbrauen, die Augenbrauen hängen mir, zu meiner grossen Belustigung, nach wie vor aus seinem Gesicht. Mein Respekt für den Doktor begründet sich darin, da er nicht einer dieser verwirrten Menschenseelen ist, welche sich grau und trist nach einer Fährte, welche zum Silberbach führt, zerfrisst. Er ist kein Heuchler seiner selbst. Er bleibt sich treu. Erneut öffne ich meine Augen. Vor mir, Succubos wedelnde Hand. Ich muss wohl ins Tagträumen verfallen sein, etwas, bei dem ich mich in letzter Zeit immer öfters selbst erwische. Succubo nimmt ein

Stück Papier, schreibt, und hält es mir vor Augen. Er wolle mich mitnehmen? Wohin? Wozu? Eine erneute Untersuchung? Soll er doch machen. Eine langweiligere Begleitung als mich könnte er ohnehin nicht haben. Ich bewege zur Zustimmung, wie angewöhnt, meine Augen auf und ab. Mithilfe einer Betreuerin – welch Glück, ich muss den Gestank unter ihren Armen nicht mehr ertragen – hievt er mich auf den Rollstuhl und bringt mich zu seinem Wagen. Ein waldgrüner Porsche 356 America Roadster. Er hat Geschmack, das muss ich schon sagen. Gerne wäre ich selbst am Steuer.

Etwa eine Stunde fahren wir, das Blätterdach wird immer dicker. Eine schöne Abwechslung vom tristen Heimalltag. Er hält, stellt den Motor ab. Eine weitere Stunde werde ich im Rollstuhl geschoben. Immer tiefer in den Wald. Tiefer. Tiefer in das Grün. Ein Reh. Ein Vogel. Ich kenne den Ort. Nein, das kann nicht sein, oder doch? Das Schattenspiel zwischen Ästen und Sonne. Da sah ich ihn. Den Silberbach. Den Silberbach! Woher kennt Succubo seinen Standort? Doch der Bach, ich habe ihn anders in Erinnerung. Sein Rauschen, das Lied der Vögel. Alles verstummt. Der süsse Duft des Morgentaus. Des Harzes. Entschwunden. Vor mir; ein hagerer Mann mit gepflegtem Bart. Meine Liebe, verschwunden. Die tausend Kristalle, wie Tränen. Der Bach. Er schäumt. Dort, wo er flacher und ruhiger wird, spiegelt sich die Sonne im Wasser wider. Ich probiere, vom Augenwinkel heraus, hineinzublicken. Nicht der schöne, junge Mann, der ich einmal war, blickt in mein Gesicht. Ein grässliches Rad, mit fünf Speichen. Angeschraubt an einem Rollstuhl. Darauf, gehüllt in einer rot-weiss karierten Decke, ein Wurm, eine Made? Ich erkenne in den sanften Wellen das Gesicht kaum. Ich erkenne mich selbst nicht. Was ist aus mir geworden? Ich blicke immer tiefer in dieses Bild, doch will ich es nicht erkennen. Bin das ich? Ich blicke zu Doktor Succubo. Er erwidert meinen Blick – ein grässlicher Blick. Seine Zähne zeigten sich, modrig. Ein Doktor ja, aber kein Zahnarzt. Der Bach. Das unaufhörliche Fliessen des Wassers. Der Schaum. Vögel, welche über mich daher schweifen. Im Dickicht ein Reh. Kein wohliger Duft in meiner Nase. Wie roch es nochmal? Ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Ich will mich bewegen, aufstehen. Ins Wasser springen, wie zu alten Tagen. Aber ich kann nicht. Ich habe vergessen, wie. Das Bild im Wasser. Lächelt es? Weint es? Die Bäume. Wie Zähne. Wie modrige Zähne. Wie die eines fletschenden Wolfes, welcher gerade ein Reh gerissen. Das Wasser. Der Bach. Die Vögel. Stille. Ich will schreien, doch höre mich selbst nicht. Ich will nicht, es nimmt kein Ende. Die Bilder. Der Eindruck. Das Reh, verschwunden. Die Vögel auch. In den Spinnweben eine Fliege gefangen. Eine grässliche, Schwarze Spinne wickelt sie ein. Ich sehe ihren Todeskampf. Jener der Fliege. Der Kampf. Die Bilder. Unaufhörlich. Es schwirrt. Es dreht. Ich will nicht mehr. Nein! Aufhören! Hört auf! Der Bach. Das Silber. Wohin? Wo ist es entschwunden? Es dreht. Es dreht. Unaufhaltsam. Grün. Wald. Tief. Immer tiefer. Schwarz.

Und etwas erfüllt die Ewigkeit. Ich bin ewig hier in meinem Limbus. Wo ich frei bin und fühle, ohne Sinne. Doch alles fehlt.

Es brennt vor gleissendem Licht. Fäden von Farben schwirren an mir vorbei. Weiss. Rauschen. Epileptisches Flackern. Wo bin ich? Ich drehe mich um. Eine Silhouette. Sie kommt mir bekannt vor. Ich will herantreten, sie tritt einen Schritt zurück. Ein weiterer Schritt. Noch einer. Der Schatten rennt. Ich renne nach. Er entkommt. Erneut drehe ich mich um. Ich blicke zu meinen Füßen. Ein Meerschweinchen? Es öffnet den Mund, lässt die modrigen Zähne blicken. Immer weiter auf den Mund. Ich blicke. Tief. Tiefer. Immer tiefer in

den Mund. Ich falle hinein. Fall. Helles Licht. Wie eintausend Diamanten. Funkelnd. Ich spüre etwas an der Hand. Panisch wende ich mich um. War das ein Lachen? Ich kenne es. Muss es kennen. Ich blicke auf meine Hand. Doch da war keine. Nur der Schatten der Hand auf dem Boden. Ich bücke mich. Will den Boden ertasten. Da ist keiner. Ich falle kopfüber voran. Falle. Tief. Tiefer. Nach unten? Nach oben? Fliege ich? Epilepsie. Lichter in allen Farben. Sie formieren sich zu einem Netz aus Farben. Es kommt mir näher. Ich will rennen. Flüchten. Doch es kommt immer näher. Oder falle ich? Wird es eine sanfte Landung. Es kommt immer näher. Es umgarnt mich. Ich probiere, mich loszureissen. Kein Entkommen. Es drückt mir auf der Brust. Immer fester. Fester. Ich erbreche. Doch nichts will meinem Körper entkommen. Ich würgen. Es schnürt mir die Luft ab. Irgendwie kann ich mich vom Netz lösen. Ich falle. Tiefer, immer tiefer. Es ist, als falle ich ein Treppenhaus herunter. Tiefer. Dunkler. Immer tiefer. Ich sehe Bäume. Wie ein modernder Mund mit faulen Zähnen. Hinein, in den Rachen. Tiefer. Tiefer. Tiefer. Sanfte Landung. Weicher Untergrund. Ein wohliger Duft dringt in meine Nase ein. Ich kenne den Duft. Ich blicke auf. Der Schatten. Er formiert sich. Ein blutroter Mund, eine feine Nase, zwei kastanienbraune Augen. Ich kenne das Gesicht. Meine Liebe? Hier? Das silberne Funkeln ihrer Augen. Ihre Augen. Sie lächelt. Ich küsse sie. Ich erstarre. Ihr Mund, kalt, leblos. Ihr puppenhafter Körper kollabiert. Ich falle hinein. Falle. Tiefer. Immer tiefer. Tiefer in die Ewigkeit. Tief. Wie viel Uhr ist es? Sechs Uhr, Sieben? Mittagszeit? Morgen? Nächster Monat, nächstes Jahr? Ich weiss es nicht. Ich falle. Tiefer. Es dreht. Es dreht. Keine Bilder. Striche, Schatten, Silhouetten. Es dreht. Ewig. Es dreht. Ewig. Tiefer. Fall. Ich schreie. Kein Schall. Die Welt, sie verschwindet. Sie löst sich auf. Sie teilt sich auf. Ich rieche. Ich rieche die Farben. Ich sehe, ich sehe den Duft des Morgentaus. Höre den bittersüßen Whisky. Auf meiner Zunge, der Duft der Berührung, meine Finger ergreifen das Lied. Das Lied der Vögel. Und sie singen. Ich fühle, wie sie singen. Die Melodie, immer dieselbe Melodie. Eine doch so wunderschöne und doch so traurig, so erschreckend, das Herz zerreissend. Englisch, Dämonisch, beides vertauscht. Ewig. Ewiglich. Gefangen. Gefangen im Fall. Im Flug. Im Netz der Spinne. Ihre acht Augen. Geschmückt mit dicken Augenbrauen. Schwarz. Ich blicke. Tief. Tiefer in ihre silbern glänzenden, kastanienbraunen Augen. Es zittert das Herz, bebt der Körper. Die Welt zerfällt. Ich falle. Tief. Ewig. Das Ende nie in Sicht.

Ich bin hier und ohne Sinne. Alles fehlt.

2. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passerelle Dubs)

Veronika Menath, 5B

Und der Wind spricht

Veronika Menaths Kurzgeschichte ‚Und der Wind spricht‘ handelt von einem Ehepaar, das eine Krise durchläuft, und beeindruckt durch eine tiefgründige und symbolisch aufgeladene Erzählweise. Die filmschnittartigen Wechsel zwischen den beiden Erzählperspektiven des Ehepaares und die Tagebuchform als Erzählstrategie eröffnen dem Leser eine intime Einsicht in die seelischen Kämpfe und die innere Zerrissenheit der Protagonisten.

Die Geschichte beginnt an Allerseelen und auch die weiteren Tagebucheinträge sind bewusst an symbolträchtige Daten geknüpft, die den Wandel der Emotionen greifbar machen und es dem Leser erlauben, die Entwicklung der Beziehung hautnah mitzuerleben: Die Einträge erstrecken sich vom Totensonntag (24. November) und dem Barbaratag am 4. Dezember (bezeichnend für Stärke und Mut), gefolgt von der Wintersonnenwende am 21. Dezember (die sich mit dem Wendepunkt der Geschichte deckt) und enden schliesslich am 24. Dezember, dem Vorabend des Weihnachtsfestes. Dieser erzählerische Bogen, der sich von Trauer und Tod über einen langsamen Wandel hin zum Heiligabend spannt, spiegelt den inneren Prozess von der Verzweiflung bis zur Annäherung und schliesslich hin zu Vergebung und Liebe zwischen Mann und Frau.

Diese stringente Struktur verleiht der Geschichte eine Tiefe, die durch Verwendung von Naturbildern wie Donner, Gewitter und Regen noch verstärkt wird. Das Gewitter verwandelt sich vom Ausdruck von Zorn zu einer reinigenden Kraft, und die kathartische Wirkung des Regens, der sich mit den Tränen der Frau vermischt, führt schliesslich zur Wärme am Morgen von Heiligabend, die symbolisch für die innere Wiedergeburt des Paares steht. Erst im letzten Abschnitt taucht der Wind auf, der der Kurzgeschichte den Titel verleiht. Es ist dieser Wind, der das Gewitter vertrieben hat, dem das Ehepaar still zuhört, und der nun die aktive Rolle des Erzählers übernimmt.

Menaths Schreibstil ist eindringlich, die Sprache zwar emotional aufgeladen, aber nie übertrieben. Die Beschreibung des traumatisierten Mannes wie auch der verzweifelten Frau, die sich nach einer Brücke zu ihm sehnt, ist einfühlsam und authentisch. Ihre Entwicklung, die erst durch Distanz und Missverständnisse geprägt ist, dann aber in vorsichtiger Annäherung und schliesslich in einer erneuten Verbundenheit mündet, ist realistisch und bewegend dargestellt.

Menaths Text hat eine literarische Qualität, die mit ihrer Feinfühligkeit und Symbolkraft überzeugt und dadurch das Innenleben zweier gebrochener Menschen intensiv und nachvollziehbar darstellt. Es ist eine Geschichte über Trauma und Hoffnung, über Verlorensein und Wiederfinden, über die Macht der Vergebung. ‚Und der Wind spricht‘ ist ein beeindruckender Text, der nachhallt und lange im Gedächtnis bleibt.

Roger Meyenberg

Und der Wind spricht

2. November

„Es ist traurig zu lieben, ohne zurückgeliebt zu werden. Aber noch viel trauriger ist es, zu lieben, zurückgeliebt zu werden und dann eines Tages zu merken, dass diese Liebe unaufhaltsam in Vergessenheit gerät.“

Gestern habe ich dich gesehen. Oder vielleicht warst es gar nicht du. Vielleicht war es jemand anders, jemand der dir ähnlich gesehen hat. Aber ich schwöre dir, dieser Scherbenhaufen, das warst du. Oder... vielleicht bin es ja ich?

Ich habe dich gestern nicht wiedererkannt. Oder doch, da war noch etwas von der Person übrig, die ich geglaubt hatte zu kennen. Wie ein Schatten, ein Phantom, das verschwunden ist, als es mich gesehen hat. Jetzt ist es, als ob du weit fort wärst. Weit fort bist du gegangen und hast mich zurückgelassen. Oder... vielleicht bin es ja ich, der sich entfernt hat?

Als du gestern nach drei Jahren endlich zurückgekommen bist, habe ich mich gefreut. Für einen kurzen Moment habe ich geglaubt, alles würde wieder so werden wie früher. Dann habe ich dir in die Augen gesehen. Und ich habe begriffen, dass nichts so werden würde wie früher. Ich habe dir in die Augen gesehen, doch in deinem Blick war nichts mehr übrig von deiner einstigen Wärme. Als hättest du mich, unsere Beziehung, unsere Liebe vergessen. Als hättest du dich selbst vergessen. Und das, obwohl ich mich so gut an dich erinnere.

Am Anfang habe ich jeden Tag, jede Stunde, jede Minute, jede Sekunde an dich gedacht. Ich habe es kaum erwarten können, zurückzukehren. Aber mit der Zeit ist mir klar geworden, dass ich wohl kaum zurückkehren würde. Dass ich höchstwahrscheinlich sterben würde. Und dann habe ich entschieden, dich loszulassen. Dich zu vergessen. Denn wie hätte ich dich, dich von ganzem Herzen liebend, verlassen können? Wie kann ich dich noch immer lieben, wenn ich weiss, wie sehr dich das verletzt?

24. November

„Liebe ist unendlich stark und doch so fragil. Sie kann Naturkatastrophen, Trennung und sogar den Tod überdauern, nur um dann aufgrund der kleinsten Lüge zu zerbrechen.“

Du hast ja nicht die geringste Ahnung wie sehr es schmerzt, dass du mir nichts erzählst. Ich habe gedacht, wir könnten über alles reden. Aber du schweigst, weigerst dich, über die Vergangenheit zu sprechen. Als du an der Tür geläutet hast, hat mich unsere vierjährige Tochter gefragt, wer denn der Mann ist, der da vor der Tür steht. Und anstatt zu antworten, du seist ihr Vater, habe ich zuerst geschwiegen. Weil ich selbst nicht sicher war, wer du wirklich bist.

Du weisst nicht, wie sehr die Wahrheit wehtun kann. Als ich gekommen bin, hat mein sechsjähriger Sohn mich ängstlich angeguckt. Dann hat er den Blick abgewendet und dich angetippt, um dir etwas ins Ohr zu flüstern. Und obwohl er leise war, habe ich ihn trotzdem gehört. Er hat gefragt: „Ist der Soldat da, um uns zu erschiessen?“ Ich wollte zuerst wild

widersprechen, aber dann wurde mir klar, dass er gar nicht so unrecht hatte. Ich könnte der Soldat sein, der kommt, um jemanden zu erschiessen. Schliesslich bin ich es schon gewesen.

Wenn ich dich so betrachte wie du friedlich neben mir schläfst, sehe ich in einen Spiegel. Ich sehe einen Menschen, der sich etwas vorspielt. Ich rede mir immer wieder ein, dass du einfach nur Zeit brauchst, um heil zu werden. Ich rede mir ein, dass ich dich immer noch liebe. Ich rede mir ein, dass du noch gar nicht so kaputt bist, dass es reichen würde, wenn du mit mir sprichst. Ich rede mir auch ein, dass ich selbst nicht kaputt bin. Ich rede mir ein, dass wir alle eine zweite Chance haben, dass wir nochmal von vorne beginnen können. Ich rede mir ein, dass auch du noch an diese Beziehung glaubst. Ich lüge uns beide an.

Niemals würde ich dir erzählen, was ich als Soldat alles erlebt, gesehen und vor allem getan habe. Nicht weil ich heldenhaft mit allem allein fertig werden will, sondern weil ich dich schützen will. Wenn ich dir in die Augen sehe, dann leuchten sie manchmal wie früher, und ich kann die Hoffnung sehen, die du noch hast. Wenn ich dir erzählen würde, was ich getan habe, würde ich dir diese Hoffnung nehmen. Ich kann nicht zulassen, dass meine Erinnerungen auch zu deinen werden. Ich kann nicht zulassen, dass du von dem zerstört wirst, was mich zerbrochen hat.

4. Dezember

„Hass ist nur ein weiterer Beweis für Liebe, denn eins kann nicht ohne das andere existieren.“

Als du heute aufstehst, blicke ich dir in die Augen. „Es muss sich etwas ändern!“ Du siehst mich stumm an. Verzweiflung und Wut steigen in mir auf. „Sprich mit mir, bitte rede endlich!“ Du blickst mich nicht noch einmal an, wendest dich einfach ab. Dann verlässt du die Küche, verlässt mich. Zum zweiten Mal in meinem Leben bleibe ich zurück und du gehst. Aber letztes Mal habe ich versucht, dich zurückzuhalten. Diesmal lasse ich dich gehen, weil das die einzige Entscheidung ist, die ich treffen kann. Ich lasse dich gehen, in der Hoffnung, dass dein Herz von selbst zurückfindet.

Ich stehe wie erstarrt. Was soll sich denn ändern? Für mich kommt jede Hilfe zu spät. Und für dich ist es besser, wenn du möglichst weit von mir entfernt bist. Je näher du mir stehst, je mehr du mich liebst, desto eher wirst du verletzt. Also musst du aufhören, mich zu lieben. Aber als ich dich einfach stehen lasse, ist jeder Schritt so schwer, als wären meine Füsse aus Blei. Ich entferne mich von dir, doch mein Herz will unbedingt zu dir zurückkehren.

Mitten in der Nacht wache ich auf, weil du dich unruhig im Bett hin und her wälzt. Dabei wimmerst du; es klingt fast wie ein Schluchzen. Ich will dich, wie schon so viele Nächte zuvor, sanft wecken, um dich aus deinem Alptraum zu befreien. Ich habe schon den Arm ausgestreckt, um dich an der Schulter zu rütteln, als du plötzlich im Schlaf zu sprechen beginnst. Du sprichst leise, aber wenn man sich anstrengt, kann man die Worte verstehen: „Nicht... bitte nicht! Bitte geh... du stirbst sonst... du wirst erschossen... ihr werdet alle sterben... bitte geht... bitte...“

Die Tür öffnet sich, eine Frau blickt mir ins Gesicht. Dahinter im Flur stehen zwei Kinder. Ich flehe sie an, zu gehen, ihre Kinder zu nehmen und zu verschwinden. Aber sie versteht mich nicht und blickt mich nur mit grossen Augen ängstlich an.

Von hinten kommen zwei Kameraden. Plötzlich ertönen drei Schüsse, drei Körper fallen. Ungläubig blicke ich auf die Waffe, die ich in der Hand halte. Dann wird alles schwarz und ich falle ins Unendliche. Da ertönt deine Stimme aus der Dunkelheit. Ich verstehe die Worte nicht, aber auf einmal fühle ich mich sicher und geborgen. Ich schlage die Augen auf und blicke in dein Gesicht. Und da verstehe ich, was du so flehend gesagt hast: „Komm zurück, bitte komm zurück zu mir!“

21. Dezember

„Wer die Welt verändern will, muss anfangen, sich selbst zu ändern.“

Ich bin fest entschlossen, endlich etwas zu ändern. Wenn du nicht mit mir redest, dann muss ich einen anderen Weg finden. Als ich nach dir rufe, kommst du sofort, das hast du immer schon getan, zumindest bevor du für drei Jahre verschwunden bist. Du blickst mich an und wie immer haben deine Augen diesen Ausdruck, als ob du gar nicht richtig da wärst, als ob du nie zurückgekommen wärst. Auffordernd halte ich dir das leere Notizbuch hin, das ich heute gekauft habe. Du blickst mich verständnislos an. Ich drehe mich um und krame in einer Schublade nach einem Stift, den ich dir in die Hand drücke. „Wenn du mir nichts erzählst, dann schreib es wenigstens auf. Schreib es auf und versuch es loszulassen!“ Du blickst mich an, dein Blick ist schwer zu deuten. Wortlos drehst du dich um und gehst. Aber diesmal entfernst du dich nicht, du kommst mir näher. Du kommst zurück.

Als ich allein bin, starre ich lange auf das Notizbuch, ohne es zu öffnen. Ich war mir nicht bewusst, wie sehr ich meine eigenen Erinnerungen fürchte. In den letzten anderthalb Monaten habe ich versucht, diese Erinnerungen tief in mir zu verstecken, weil ich, um weiterleben zu können, vergessen musste. Wenn ich jetzt beginne zu schreiben, muss ich mich an alles erinnern. Dann muss ich die Bilder wieder vor meinem inneren Auge vorüberziehen lassen. Dann muss ich aufhören mir einzureden, dass ich das alles nicht getan habe. Dann muss ich akzeptieren, was alles geschehen ist. Ich sitze noch eine Weile da und starre das leere Notizbuch an. Dann springe ich auf und verlasse fluchtartig den Raum. So fliehe ich nicht nur vor meinen Erinnerungen, sondern auch vor mir selbst.

Am Abend blicke ich dich forschend an. Du siehst schuldbewusst aus. Also hast du das Notizbuch nicht verwendet. Aber seltsamerweise bin ich nicht enttäuscht, ich bin fast erleichtert, denn so viel Emotionen wie jetzt hast du, seit du zurückgekommen bist, nicht gezeigt. Trotzdem frage ich dich: „Hast du im Notizbuch geschrieben?“ Du blickst mir in die Augen und lächelst gequält. Dann sprichst du plötzlich: „Es gibt Dinge, die man besser nicht ausspricht und auch nicht aufschreibt. Dinge, die man am besten vergisst.“ Ich blicke dich an. Und ich sehe, dass du lügst.

Ich weiss, dass du enttäuscht bist. Aber ich weiss nicht, was ich tun kann, um dir diese Enttäuschung zu ersparen. Lange schweigen wir beide. Schliesslich stehst du auf, um schlafen zu gehen. Einige Zeit später liege ich ebenfalls im Bett und lausche deinem regelmässigen Atem. Ich bin mir sicher, dass du schläfst. Deshalb wage ich auch, die Worte auszusprechen, die keiner von uns beiden sagen konnte: „Liebe ist nicht ewig, eine Beziehung kann nicht ewig aufrechterhalten werden.“ Ich flüstere diese Worte in die Dunkelheit, du gibst keine Antwort.

Ich bin mir sicher, dass du diese Worte nie gehört hast und schläfst, als du doch antwortest: „Nein, aber Lügen enden auch irgendwann.“ Mehr sagst du nicht. Ich bleibe still liegen. Und als ich sicher bin, dass du wirklich schläfst, stehe ich auf und beginne zu schreiben. Ich beginne, die Erinnerungen hervorzuholen und mit jedem Wort, das ich schreibe, wird es mir leichter ums Herz.

24. Dezember

„Liebe ist nie perfekt. Aber sie ist ewig, solange zwei für sie kämpfen.“

Es ist einige Tage her, als du begonnen hast zu schreiben. Aber mir gegenüber schweigst du noch immer. Vielleicht ändert sich das, wenn du nicht mehr in deiner gewohnten Umgebung bist. Als ich dir vorschlage, einen Spaziergang zu machen, bist du überrascht, aber einverstanden. Wir lassen die Kinder in Obhut der Nachbarn und gehen los, am Himmel ziehen graue Wolken auf, vielleicht regnet es später noch. Es ist ungewöhnlich warm für den Morgen von Heiligabend. Langsam gehen wir den Hügel hinauf, ein Weg, den wir früher so oft gegangen sind. Aber anders als früher, spüre ich die ganze Zeit eine gewisse innere Distanz, die du noch immer aufrechterhältst. Je näher wir dem höchsten Punkt des Hügels kommen, desto stärker spüre ich diese Entfernung zwischen uns. Die ersten Regentropfen fallen. Du beschleunigst deine Schritte, um rechtzeitig das schützende Wäldchen zu erreichen, das die Hügelkuppe bedeckt. Ich muss fast rennen, um mit dir Schritt halten zu können. Als du die ersten Bäume erreichst, habe ich genug. „Halt an!“, rufe ich dir hinterher. Du drehst dich langsam zu mir um. In der Ferne ertönt der erste Donnerschlag. „Hör endlich auf, davonzulaufen! Hör endlich auf, mich immer wieder zurückzulassen!“ Du ziehst verärgert die Augenbrauen zusammen. Das Gewitter kommt näher, ein Blitz zuckt über den Himmel, der Donner folgt nur wenige Sekunden später.

Ich bin zum ersten Mal wirklich sauer auf dich. „Zurücklassen?! Glaubst du, ich hätte dich jemals freiwillig verlassen? Ich wollte nie gehen! Aber ich hatte keine Wahl, falls du das vergessen haben solltest!“ Das Gewitter kommt noch näher. Du blickst mich an, die Verzweiflung in deinem Blick ist kaum zum Aushalten. „Ich weiss doch, dass du gehen musstest. Aber warum bist du nicht wirklich zurückgekommen? Seit fast zwei Monaten bist du wieder da, aber du redest nicht mit mir. Du bist wie gefangen in deiner Vergangenheit, du bist nie wirklich da. Du hast kein einziges Mal gefragt, wie es mir und den Kindern ergangen ist. Du bist immer noch weg, weit weg von mir!“ Ich starre dich sprachlos an. Tränen rinnen über deine Wangen und mischen sich mit dem Regen, der immer stärker vom Himmel fällt. Es blitzt und der Donner, der folgt ist so laut, dass ich kurz nicht sprechen kann. Doch bevor ich etwas sagen kann, sprichst du weiter: „Ich weiss, dass es wehtun muss, darüber zu sprechen. Aber mir tut es auch weh, dich leiden zu sehen, ohne zu wissen, warum. Ich liebe dich doch. Und ich ertrage es nicht mehr, ich kann einfach nicht mehr.“ Ich blicke dich genau an. In deinen Augen stehen Verzweiflung, Trauer und Liebe. „Du erträgst es also nicht mehr? Erträgst du es besser, wenn du weisst, dass dein Mann ein Mörder ist?“ Es blitzt und der darauffolgende Donner ist so laut, dass du dir die Ohren zuhältst. Vielleicht willst du aber auch nur nicht hören, was ich zu sagen habe.

Ich stehe still, kann mich nicht bewegen. Ich habe die ganze Zeit gehaut, warum du mir nichts erzählt hast. Ich habe schliesslich gewusst, was du als Soldat tust. Aber niemals, nicht eine Sekunde lang, hätte ich dich deswegen als Mörder bezeichnet. Weil du nicht aus freiem Willen, sondern aus der Not heraus gehandelt hast. Weil du der sanfteste Mensch bist, den ich kenne. Weil ich weiss, dass du niemals so handeln wolltest. Weil ich dich liebe. Und deshalb blicke ich dir in die Augen, als ich dir antworte. „Ja, ich ertrage es besser, wenn du mir das erzählst. Dann weiss ich zumindest, warum du im Schlaf weinst, warum du alles tust, um zu vergessen, warum du dich selbst hasst. Nur dann kann ich dir sagen, warum es trotzdem noch Gründe gibt, dich zu lieben.“ Meine letzten Worte sind zwischen meinem Schluchzen kaum zu verstehen. Du siehst mich stumm an, jetzt weinst auch du. Und dann beginnst du, nach fast zwei Monaten, endlich zu sprechen. Mit leiser Stimme beginnst du von dem zu erzählen, was du für immer vergessen wolltest.

Als ich dir endlich alles erzähle, habe ich das Gefühl, als würde mir eine riesige Last von den Schultern genommen. Ich erzähle dir alles, von dem jungen Familienvater, der plötzlich zum Soldaten wurde, vom Grauen des Schlachtfelds, von den Toten, die ich jeden Tag gesehen habe. Ich erzähle dir, wie es aussieht, wenn plötzlich etwas in die Luft fliegt und welchen Ausdruck ein Mensch in den Augen hat, wenn er stirbt. Ich erzähle dir, wie es sich anfühlt ein Gewehr abzufeuern und wie sehr ich danach immer unter Alpträumen gelitten habe. Ich erzähle dir von der Frau und den Kindern, die vor meinen Augen und durch mein Zutun gestorben sind. Ich erzähle dir alles, was ich in den drei Jahren gesehen, getan und gefühlt habe. Dabei blicke ich dir nicht in die Augen, ich will nicht sehen, wie du beginnst, mich zu hassen. Schliesslich beende ich meine Erzählung mit den Worten: „Und deswegen kannst du mich nicht lieben, niemand kann das. Was ich getan habe, ist einfach unverzeihlich.“ Ich blicke dir in die Augen. Doch ich kann darin keinen Hass, keine Abscheu erkennen, sondern nur Mitgefühl und Liebe. „Du kannst mich nicht lieben“, wiederhole ich. Es hört auf zu regnen. Dein Blick wird nachdenklich. Dann antwortest du: „Du bereust, was geschehen ist, nicht wahr?“ „Natürlich!“ „Dann sehe ich keinen Grund, dich nicht zu lieben.“ Ungläubig blicke ich dich an. Du lächelst. „Komm zurück zu mir“, sagst du leise, fast flüsternd. Und zum ersten Mal seit Ewigkeiten kann auch ich lächeln. Dann gehe ich einen Schritt auf dich zu, ein Schritt, der für drei Jahre und Tausende von Kilometern steht. Der Regen hat aufgehört, das Gewitter verzieht sich. In der Ferne hört man noch leise ein Donnern, fast nicht mehr wahrzunehmen.

Du nimmst meine Hand und hältst sie ganz fest. Und so bauen wir gemeinsam eine Brücke, die jede Kluft zwischen uns überwinden kann. Gemeinsam wagen wir den ersten Schritt zur Versöhnung. Der erste Schritt zu einem Neuanfang.

Wir halten uns fest an den Händen und schweigen, denn alle Worte sind ausgesprochen. Gemeinsam blicken wir in die Ferne, wo sich das Gewitter verzieht, nur ein leichter Wind weht noch. Wir lauschen gemeinsam dem Wind, wie er sanft durch die Blätter streicht. Wir schweigen und hören einfach nur zu. Und der Wind spricht.

3. Preis (ex aequo)

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passerelle Dubs)

Svenja Richter, 5D

Narben einer unsichtbaren Last

Janus, der römische Gott der Doppeldeutigkeit, scheint im Text *Narben einer unsichtbaren Last* bedrohlich über dem Haupt der Ich-Erzählerin zu schweben. Am Tag und nach Aussen hin stark, verlässlich und kontrolliert, zeigt sich in der Nacht ein anderes Gesicht. Wie die Kälte der Nacht in die Jacke der Protagonistin zieht, so zieht auch eine Kälte in ihr Gemüt. Der scheinbare Perfektionismus bröckelt wie die von Moos und Flecken überzogene Backsteinmauer, vor der die Protagonistin steht und auf die sie eindrischt, bis die schmerzenden Knöchel ihren inneren Schmerz betäuben. Wo eine Wand eine Stütze sein sollte, ist sie eine Sackgasse. Selbstzweifel, Ängste und eine bleierne Müdigkeit plagen sie bis an die Grenze der Belastbarkeit. Zum Glück, so erlebt man es als Leser:in, schafft die Ich-Erzählerin den Balanceakt auf dem Drahtseil, das sich Leben nennt, und kommt, auch wenn es nur ein Echo aus einem verlernten Leben ist, zur Einsicht, dass es Zeit sei, einfach mal zu sein, einfach zu genügen, und zwar sich und der Welt.

Im lyrisch anmutenden Ausklang ihres Textes wird die Mauer nicht zu einer Sackgasse, sondern der Moment an der Mauer wird zu einer Stütze, und die Einsicht, dass man einfach genügt, wie man ist, eröffnet der Ich-Erzählerin einen neuen Weg durch ihr Leben, beginnend dabei, dass man sich selber akzeptiert und liebt. Aus dem janusköpfigen Gott der Doppeldeutigkeit und der zwei Seiten wird der Gott des Anfangs und des Endes; des Endes der Selbstzweifel und des Anfangs der Akzeptanz und Liebe des eigenen Ichs, wie man ist. Gratulation zu diesem emotionalen und doch auch tröstenden Text.

Andreas Imoberdorf

Narben einer unsichtbaren Last

Die Kälte zieht durch meine Jacke, kriecht die Haut entlang bis tief in die Knochen, aber das ist mir egal. Ich weiss, ich sehe ruhig aus. Ruhig und gelassen, wie ein Mensch, der alles im Griff hat. Wenn sie mich so sehen, denken sie sicher: „Die kann das. Die meistert das.“ Ich kann ihre Blicke auf mir spüren, wohlwollend, fast bewundernd. Nur... ich bin mir selbst gerade ein Rätsel.

Es fühlt sich an, als würde ich in mir selbst untergehen, Stück für Stück, ohne festen Halt. Ich muss es schaffen – das flüstere ich mir unaufhörlich zu, als könnte ich mich selbst überlisten. Es muss sein. Immer die Erwartungen. Ihre Gesichter, ihre Stimmen, ihr Lachen. Jedes Wort, das sie nicht sagen, wie ein Urteil, das in der Luft hängt, schweigend, drückend. Jeder Augenblick, in dem ich nicht perfekt bin, zählt doppelt so schwer. Manchmal denke ich, ich kann sie hören – ein stilles Wispern, irgendwo in meinem Kopf: Du schaffst das nicht. Du bist nicht gut genug. Und es ist kein richtiger Gedanke, es ist wie ein Nebel, eine Wolke, die sich von innen her festsetzt, mich zuschnürt, immer enger und enger.

Ich laufe weiter, immer weiter, gegen diesen Wind, der mich nur noch kälter macht, und schliesslich stehe ich vor der Mauer. Eine alte Backsteinwand, von Moos und Flecken überzogen, der Ziegel rissig und rau. Sie scheint zu lachen. Eine Wand, die nichts erwartet. Die einfach nur da ist. Stabil. Beständig. Ein Gedanke schiesst durch mich hindurch, ohne Vorwarnung: Vielleicht kann ich ihr ein Stück von meinem Schmerz abgeben...

Ich ballte meine Hand zur Faust und schlage zu, einmal, zweimal, immer wieder, bis der

Schmerz endlich die anderen Gedanken übertönt.

Als gäbe es keinen anderen Weg, um dem ständigen Druck zu entkommen. Dieser dumpfe, pochende Schmerz, das Brennen in meinen Fingern. Als ob das meine Erlösung sein könnte. Ich sehe die blutigen Knöchel und starre auf die schmerzende Stelle. „Komm schon, das ist alles, was du hast?“, frage ich mich lautlos, fast höhnisch. Ich schlage wieder zu.

Am nächsten Morgen ziehe ich meine Ärmel hoch, um das Rot, das in mein blasses Fleisch eingebrannt ist, zu betrachten. Es ist fast beruhigend. Der Schmerz macht etwas mit mir, er gibt mir das Gefühl, Kontrolle zu haben, wenigstens für diesen Moment. Aber es hält nicht lange, und wieder füllt sich mein Kopf mit diesen Erwartungen, diesen stummen Forderungen, die keiner auszusprechen wagt, aber die jeder in mir sucht. Sie wollen, dass ich das alles meistere. Nur ich selbst... ich zerbreche daran.

„Alles gut bei dir?“, fragt eine Kollegin beiläufig. „Du siehst müde aus.“ Ich nicke, sage: „Ja, ein bisschen müde vielleicht.“ Aber mein Kopf brüllt stumm: Nein, nichts ist gut. Ich könnte loslaufen und einfach rennen, die Strassen hinunter, raus aus dieser Stadt, raus aus meinem eigenen Kopf, bis ich nicht mehr denken, fühlen, ertragen muss. Aber stattdessen sitze ich da, lächle und tue so, als wäre ich eine Festung. „Die hat das unter Kontrolle“, sagt ein anderer, „da kann man sich drauf verlassen.“

Ich nicke, denn was soll ich sonst tun? Ihnen die Wahrheit sagen? Sie würden mich nicht verstehen.

In der Nacht stehe ich wieder vor der Mauer. Dieselbe kalte Wand, derselbe Schmerz, der mir fast wie ein alter Freund erscheint. Ich bin so müde, dass mir die Tränen kommen, und diesmal schlagen meine Fäuste nicht mehr so fest auf.

Ich weine, und der Schmerz in meinen Händen wird plötzlich belanglos, ein Tropfen in einem Ozean. „Was tust du hier, warum machst du das?“ flüstere ich zu mir selbst, meine Stimme ist heiser. Die Mauer gibt keine Antwort. Sie steht nur da, still und unverändert, während ich in mich zusammensinke. Ich lasse meine Hände sinken, langsam, fast zögernd. Der pochende Schmerz ist noch da, durchzieht die Knochen, als wollten meine eigenen Fäuste mich dafür bestrafen, dass ich so hart zu mir bin. Doch jetzt, hier, vor dieser stummen, kalten Mauer, fühlt es sich an, als ob etwas in mir aufbricht, wie ein Riss, der sich nicht mehr schließen lässt.

Warum kann ich das nicht einfach loslassen? Warum bin ich mir selbst so fremd geworden? In meinem Innern war immer diese leise Stimme, die nach Perfektion strebte, mich antrieb, mich fesselte. Doch in diesem Moment sehe ich die Wahrheit klar vor mir, greifbar wie die feinen Risse im Mauerwerk: Ich habe mein Leben damit verbracht, mich selbst zu jagen, als gäbe es einen Ort, an dem ich endlich genug wäre. Aber wann ist genug? Wann werde ich mir das erlauben?

Meine Finger zittern, und es ist, als würde mein ganzes Wesen beben, aufbrechen unter dem Gewicht dieser Einsicht.

Ich spüre, wie meine Schultern zu zittern beginnen, wie die Erschöpfung endlich zu mir durchsickert, nicht die körperliche Müdigkeit, sondern diese tiefe, namenlose Erschöpfung, die mich schon seit Jahren

begleitet, die ich so lange ignoriert habe. Wie viel länger noch kann ich das aushalten? Die Frage hängt im Raum, ein dunkler, stummer Schatten.

Da stehe ich, die Hände blutig und die Gedanken endlich, für einen kurzen Moment, still. Ich realisiere, dass der Schmerz, den ich mir selbst zufüge, nur eine weitere Art der Flucht ist. Ich schlage gegen Wände, gegen Mauern, gegen mich selbst, weil es einfacher ist, als mich dem wahren Problem zu stellen. Denn was wäre, wenn ich einfach... nachgeben würde? Was wäre, wenn ich loslassen könnte? Es ist eine unheimliche, befreiende Vorstellung, so fremd, dass sie mich fast erschreckt. Doch sie zieht mich an wie ein ferner Stern, ein Flackern in der Dunkelheit.

Ich lehne meinen Kopf gegen die Mauer, die Wange auf dem Rauhen, kühlen Stein. Die Tränen kommen, und ich lasse sie laufen, ohne Widerstand, ohne Scham. Was, wenn ich mir selbst verzeihen könnte? Wenn ich lernen könnte, mit all meinen Unvollkommenheiten zu leben, nicht als Last, sondern als Teil von mir? In dieser Frage liegt eine leise Hoffnung, ein leises Versprechen. Doch dann kriecht das alte Gefühl wieder in mir hoch, leise und zäh. Das ist Schwäche. Der Gedanke ist wie ein Stich, tief und schmerzhaft, ein letzter Schrei des Perfektionismus, der mich nicht loslassen will. Du kannst jetzt nicht einfach schwach sein. Es erwarten doch alle etwas von dir. Ich presse die Zähne zusammen, das Herz rast.

Ein Teil von mir will den vertrauten Weg gehen, zurück in die Härte, zurück zu den blutigen Fäusten und den Mauern, an denen ich mich abarbeite.

Aber ich weiss, dass ich dabei Stück für Stück zugrunde gehe. Dass ich daran sterben werde, zumindest innerlich.

Ein leiser Entschluss formt sich in mir, zögernd, brüchig. Vielleicht ist es die Zeit, die Kontrolle loszulassen. Es wäre ein Akt der Rebellion, gegen mich selbst, gegen all die Erwartungen, die ich in meinem Kopf zu einem unüberwindbaren Berg gemacht habe. Es fühlt sich an, als würde ich auf einem Drahtseil stehen, eine letzte Entscheidung treffen müssen, ob ich fallen will – und vielleicht dabei zum ersten Mal auf dem Boden lande, ohne mich an die Illusionen der Perfektion zu klammern. „Vielleicht“, sage ich leise, fast flüsternd in die kühle Nacht, „vielleicht ist es Zeit, einfach zu sein.“ Die Worte klingen fremd, wie ein Echo aus einem Leben, das ich verlernt habe, aber sie sind wahr.

Und dann nehme ich meine Hände, mit all den blutigen Knöcheln, der schmerzenden Haut, und drücke sie fest gegen meine Brust. Der Schmerz ist da, und er wird nicht sofort verschwinden. Aber ich lasse ihn jetzt einfach sein. Es wird ein langer Weg, das weiss ich, und die Aussicht darauf ist alles andere als beruhigend. Es könnte der Anfang von etwas sein – nicht des Siegens über mich selbst, sondern des Annehmens meiner Unzulänglichkeiten. Doch während ich versuche, die Mauern nicht länger zu bekämpfen, überkommt mich eine lähmende Angst. Was, wenn ich keinen Weg um sie herum finde? Was, wenn ich mich einfach weiter in meinem eigenen Schmerz verstricke? Die Gedanken drängen sich auf, schwer wie ein Schatten, der sich über meine Hoffnung legt. Ich spüre, wie die Verzweiflung erneut an mir zieht, als ob ich am Rand eines Abgrunds stehe, der mich unweigerlich in die Tiefe reissen könnte.

Mit einem letzten, tiefen Atemzug drehe ich mich von der Mauer weg, aber ich fühle mich nicht leichter, sondern erdrückt von der Dunkelheit, die vor mir liegt. Ich habe keine Antworten, nur Fragen, die mich quälen: Werde ich jemals genug sein? Kann ich diese innere Leere füllen, oder werde ich für immer verloren bleiben? Die Angst kriecht in mir hoch, und ich kann nicht anders, als zu denken, dass ich am Ende vielleicht doch einfach aufgeben sollte.

Aber dann kommt ein Gedanke auf, leise, doch klar: Was, wenn es gar nicht um das Überwinden geht? Was, wenn der Weg ein anderer ist?

Was, wenn es nur darum geht, die Augen zu schliessen und sich selbst zu sehen, den Sturm in der Brust, die Narben, die Flecken, die scharfen Kanten, die weichen Ecken, und dabei zu wissen: All das bin ich.

Was, wenn der Weg nicht darin liegt, mich in eine Form zu pressen, die andere verstehen, sondern in der Bereitschaft, mir selbst in jeder Facette zu begegnen – ganz ohne Urteil, nur mit offenen Armen?

Es gibt Tage, an denen das Licht fern scheint, Tage, an denen Zweifel wie Schatten wachsen, und ich suche nach etwas Festem, einem Beweis, dass ich genüge, dass all das Kämpfen einen Sinn hat, dass all das Werden mich wirklich weiterbringt.

Doch was, wenn das Ankommen schon da ist,
in diesem Atem, in diesem Herzschlag,
in dem Wissen, dass ich da bin – jetzt?

Was, wenn das Beste schon hier in mir liegt,
nicht als Perfektion, sondern als
Bereitschaft,
mich selbst zu tragen, zu umarmen,
auch wenn ich zerbreche?

Es ist ein langer Weg,
dieser Weg der Liebe zu sich selbst.
Es ist ein Tanz zwischen Schatten und Licht,
ein Fallen und Stehen, ein Lernen und
Lassen.
Manchmal denke ich, ich müsse mich fügen,
meine Schwächen zu Wunden erklären,
sie verstecken, verbessern, beheben,
als wären sie nur Fehler
und nicht Geschichten,
die mich geformt haben,
die mich lehren und wachsen lassen.

Doch was, wenn die Schwächen keine
Wunden sind,
sondern Pinselstriche eines Bildes,
das ich erst noch verstehen muss?
Was, wenn die Brüche in mir
die Linien sind,
an denen das Licht seinen Weg findet?
Vielleicht liegt in ihnen die wahre Kraft,
in jedem Zweifel, jedem Scheitern,
in jeder kleinen Narbe,
die mich daran erinnert, dass ich lebe.

Was, wenn Stärke nicht der glatte Fels ist,
sondern das biegsame Gras,
das den Sturm übersteht,
weil es sich selbst nie verleugnet?

Es gibt eine Stimme in mir,
oft leise, oft übertönt
von Lärm und Erwartungen.
Doch in stillen Momenten
kann ich sie hören,
und sie sagt:
„Du bist genug.
So wie du bist.
Mit all deinen Farben,
den Tönen und Brüchen,
den Träumen und Ängsten.“

Manchmal möchte ich ihr glauben,
doch die Zweifel, sie nagen,
fragen: „Bist du wirklich genug?
Hast du nicht zu viel und doch zu wenig?“
Und ich suche die Antwort in Spiegeln,
in anderen Augen, in fremden Worten,
bis ich merke, dass keine Antwort kommt –
denn keine Antwort kann von aussen
kommen,
kein Lob, kein Urteil kann mir je sagen,
was nur ich wissen kann.

Was, wenn es wirklich nur darum geht,
mich selbst zu lieben,
trotz allem – oder gerade deshalb?
Was, wenn das Leben nicht fordert,
dass ich alles perfekt mache,
sondern dass ich lerne, mir zu vergeben,
mir zu erlauben, nicht immer zu wissen,
nicht immer zu können, nicht immer zu
sein?

Vielleicht ist es das,
was es bedeutet, sein Bestes zu geben:
nicht in Vollkommenheit,
sondern in Aufrichtigkeit,
in dem Mut, sich zu zeigen,
ganz ohne Maske.

Und wenn ich scheitere,
dann ist es kein Ende,
sondern nur eine Falte im Weg,
ein Punkt, an dem ich rasten kann,
um mir selbst neu zu begegnen.
Es geht nicht darum, die Schwächen zu heilen,
sondern sie zu sehen, zu halten,
und zu wissen, dass auch sie
Teile des Ganzen sind.

So stehe ich hier,
mit all meinen Fehlern,
meinen Stärken und Ängsten,
meinen leisen Hoffnungen,
und ich sage mir:
Ich bin genug. Ich bin gut, wie ich bin.

Es gibt nichts zu beweisen,
keine Schlacht zu gewinnen,
nur den Weg, mich selbst anzunehmen,
in jedem Moment,
und zu wissen,
dass jeder Schritt, den ich gehe,
ein Schritt in Richtung Liebe ist –
Liebe zu mir, zu allem, was ich bin
und noch werde.

Und was, wenn das reicht?
Was, wenn das reicht?

3. Preis (ex aequo)

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passerelle Dubs)

Matteo Werlen, 5A

Mensch, wo haben wir dich verloren?

Der prämierte Text von Matteo Werlen mit dem passenden Titel *Mensch, wo haben wir dich verloren?* ist in drei Teile gegliedert: Einteilung, Argumentarium und Schluss.

Schwungvoll beschreibt der Verfasser in der Einleitung den hektischen Alltag einer Immobilienmaklerin, die regelrecht durch ihren Arbeitstag sprintet. Die mit Elisionen und Zahlen gespickte Sprache spiegelt das rasante Tempo, mit welchem die Protagonistin ihren Arbeitstag bestreitet. Als Leserin werde ich unmittelbar hineingesogen in eine rasende Welt mit beherzten Posts, lauwarmem Kaffee und sympathisch wirkenden Drohnen. Die multitaskingfähige Hauptakteurin scheint nicht nur sich, sondern auch die anderen Menschen verloren zu haben. So begegnet sie im Verlauf ihres Tages keinem Menschen, weder auf dem abenteuerlichen Arbeitsweg noch in der Immobilienagentur. Nicht mal das Abendessen wird von einem Menschen geliefert. Die Einleitung wirkt wie aus dem Ärmel geschüttelt und könnte als humorvolle Kurzgeschichte für sich stehen.

Kritisch richtet der Verfasser seinen Blick im zweiten Teil auf den modernen Menschen in Zeiten des Fortschritts, der Technologie und der Optimierung. Das Argumentarium regt zur Selbstreflexion an, inspiriert und überrascht. Im Fokus stehen die Entfremdung des Menschen, sein Getrieben-Sein nach mehr, seine Gespaltenheit, die Unberechenbarkeit seiner Emotionen und die Beständigkeit der Sprache.

Ganz direkt wendet sich der Autor im dritten Teil an die Leserschaft. Sein enthusiastischer Aufruf für Nächstenliebe, Persönlichkeit und Achtung bringt das Geschriebene stimmig zu einem Ende und hallt lange nach.

Alles in allem eine sehr gehaltvolle und mehrschichtige Arbeit, die unterhält, mitreisst und motiviert. Herzlichen Dank an Matteo Werlen für diesen tollen Text, der nach mehrfachem Lesen immer noch begeistert und neue Türen öffnet.

Stefanie Ammann

Mensch, wo haben wir dich verloren?

Einleitung

Ich wach' auf, bin spät dran. Es reicht mir trotzdem noch für 'nen lauwarmen Kaffee und, im selben Schwung, für 'ne Safari-Tour auf meinem Instagram-Feed. Die Kaffeemaschine, die mich seit Monaten nur mehr mit maximal 20 Grad warmen Getränken verwöhnt, scheint mir trotzdem weniger kaputt als mein Feed. Mannomann, was denkt der Algorithmus bloss, wer ich bin! Naja, wenigstens glühen unter meinem letzten Post des 20.12.2024, 09:20 Uhr, genaue 76 Herzen. Solange dieser Zähler nicht spinnt, kann ich getrost weiterleben. Kommentare sind es 21. Habe aber eh keine Zeit, die zu lesen. Muss los.

Um geschwinder zur Arbeit zu kommen,nehm' ich den E-Roller. Der erreicht bemerkenswerte 30 km/h, auch jetzt, im Winter im Schnee. Zumindest hat das so auf der Packung gestanden. Ich mach' ihn an. Er geht nicht an, er ist entladen. Dass man den täglich laden muss, hat nicht auf der Packung gestanden. Jetzt wird's knapp.

Nach einem 968-Meter-Sprint, nach 30 Metern Ich-fliege-bald-auf-die-Fresse und einem Meter Ich-bin-auf-die Fresse-gefliegen stoss' ich die Tür der Immobilienagentur, meines Arbeitsplatzes, auf. Heute bin ich allein da, wie seit einem Jahr und zwei Monaten eigentlich: Meinen Kollegen hat man entlassen; der Immobilienmarkt floriert grade nicht so ganz. Ich schau' kurz auf die Uhr: 9:03 Uhr. Knappe 13 Minuten. Zweifellos, das ist ein neuer Rekord. Keine Zeit zu trödeln: An die Arbeit. Als Maklerin hab' ich eh Glück – ich hab' viel mit Menschen zu tun. Es ist ein sozialer Beruf.

Während der Arbeit hör' ich Radio. Die Musik ist heute in Ordnung. Doch die könnten ein wenig mehr Musik spielen – immerzu diese Meldungen von Krisen und Kriegen! Ich bekomme' davon noch das Gefühl, mir fällt jederzeit die Decke auf den Kopf. Wenn sie mir nicht schon auf den Kopf fällt, jedes Mal, wenn ich meine E-Mails lese'... Manche Kunden haben wirklich keinen Anstand, sie lassen ihre E-Mails nicht einmal durch KI verbessern und schicken mir Hieroglyphentafeln. Da gibt selbst Discussion-GPT auf, und ich mutiere' wieder mal zur Archäologin.

Nach 2 Stunden und 3 Minuten E-Mail-Beantwortung, 2 Stunden und 2 Minuten Anzeigenanpassen und 2 Stunden und 1 Minute Däumchen drehen auf Instagram geh' ich wieder nach Hause. Heute ist einer der besseren Tage gewesen, denn zwischen 12:01 Uhr und 12:19 Uhr hab' ich noch eine Besichtigung durchgeführt. Ich muss dabei nicht aus der Agentur, denn dank neuester Technologie ist das zum Glück nicht mehr nötig – 3D-Modelle des Hauses, ein Bildschirm für mich und ein Bildschirm für den Kunden, wo auch immer der auch ist, muss mich nicht kümmern, mehr braucht es für eine Besichtigung nicht. Ohnehin: Wer hätte für eine Vorort-Besichtigung schon Zeit?

Als ich zu Hause ankomm', mach' ich mir einen lauwarmen Kaffee. 20 Grad Celsius, wie immer. Als Nachtessen bestell' ich mir was. Die neuen Drohnen von Jet-Eat sind hervorragend. Sie sind schnell und zuverlässig. Höchstens 21 Minuten Lieferzeit, egal, wo man wohnt. Und die Drohnen haben fast schon was Putziges an sich: Mit ihren zwei Knöpfen und dem ovalen Kabelanschluss darunter. Man meinte fast, sie lächeln einen an.

Argumentarium

So steht die obige Kurzgeschichte – Blitzgeschichte, will ich fast sagen, denn für mehr reicht die Zeit heutzutage eh nicht aus – und sie steht wie ein Spiegel der Zukunft, recht blass und mit nahtlosen Rändern, vielleicht sogar mit LED beleuchtet, doch sie steht wie ein Spiegel. Was ist an dem aber schon zukünftig? Es ist gegenwärtig, und dabei spreche ich nicht von den Drohnenlieferdiensten, den Onlinehausbesichtigungen und den schneetauglichen E-Rollern. Ich spreche vom Menschen mitten in diesem Fortschritts- und Technologiegewimmel. Dieses hätte ihm genauso gut zu stärkerer Mitmensch-, Selbst- und Gegenwartsverbundenheit verhelfen können – Fortschritt und Technologie sind ja freilich neutral zu betrachten, denke ich, man dämonisiert das Feuer auch erst, wenn es auf die eigenen Leute eröffnet wird –, doch sie haben den Menschen entmenschlicht, ihn von sich selbst entfernt, ohne, dass er die Distanz wahrgenommen und sie als günstige Gelegenheit betrachtet hätte, sich und seine Position in der Geschichte und der Welt zu hinterfragen, sodass er zu profunderen Kenntnissen gekommen wäre. Berauscht vom Morgen, aber nimmer genug nüchtern, um sich im Jetzt zu sehen.

Der Mensch geht hinaus oder bleibt daheim, und es ist einerlei, da das Äussere heutzutage regelrecht in die abgelegensten Ecken seines Inneren, seines Daheims und so seiner Vorstellung und seines Verständnisses, dringt, und das Innere nur so lange als Inneres verbleibt, bis es auf allen Reklamen, in tausend Schaufenstern, warum auch nicht in „Posts“, still und stolz steht. Der Mensch als öffentlich im privaten Raum und privat im Öffentlichen. Eigentlich: Der Mensch als völlige Einheit, die, da sie sowohl dem privaten als auch dem öffentlichen Raum gerecht werden muss, ihn dermassen entstellt, dass er sich im Prozess von sich selbst entfremdet. **Der Mensch als sich selbst entfremdet.**

Der Mensch ist unsicher. Er hat sich den Boden, die Fluten, wie auch die Lüfte angeeignet, doch er ist unsicher. Er hat die Erde verstanden, die Gesetze und ihr Wirken entziffert und die Natur bis auf molekulare Ebene geknechtet, doch es lässt ihn ein Gefühl nicht los, dass er es womöglich besser, schneller und gewaltiger könnte. Der Mensch wankt und spürt – beängstigt, aber zu träge, dass er etwas dagegen täte –, wie der Boden sich ihm unter den Füßen entzieht. Dass das womöglich an der Tatsache liegt, dass er den Blick geradezu auf dem Mars ruhen lässt, will er sich nicht eingestehen – schliesslich ist es ebendieser unersättliche Trieb nach mehr, der ihn so weit gebracht hat. Das alles klingt allzu antithetisch und wäre Nietzsche ganz und gar zuwider. Aber es ist der Mensch heute. Der Mensch als die zwei Spitzen einer Schere – die Möglichkeiten und die Verantwortung –, die jetzt viel zu weit auseinanderliegen, als dass man den weit zurückliegenden, aber sehr wohl gemeinsamen Ursprung, den vereinenden Metallstift der Schere, erahnen könnte. **Der Mensch als tief gespalten zwischen Können und Sollen.**

Ich betrachte ein Bild meines verstorbenen Grossvaters, und es kommen mir die Tränen. Am Radio läuft neben Musik auch noch was anderes, und es sind Berichte von Krieg. Und dieser wütet nah – nicht, dass ich die Erde beben spürte, doch dass ich es, stiege mal eine grössere Staubwolke in die Höhe, widerwillig am eigenen Gartengemüse bemerkte. Der Krieg ist schlimm, wird gesagt. Es gibt keine Interviews, in denen Stille herrscht – Inszenierung hin oder her, es gehen Bomben hoch, Menschen geht es schlecht, nein, fürchterlich.

Ich höre sie schreien. Es sind Todesschreie, Klagen, die ins Mark gehen und erschrecken. An und für sich schauderhaft genug, und doch ... und doch, auch mit den zehn Menschen, die dort gerade ihr Leben verlieren, dem zehnfachen Leid von Verwandten und Familie und den zehnfachen Angstklagen: Ich vergiesse keine einzige Träne. Ich denke, vielleicht um mein Mitgefühl zu verteidigen, es muss am Mittel liegen – schliesslich muss der Fernseher nicht umsonst so mittig und gestemmt im Wohnzimmer stehen. Aber auch mit Bildern ... Das Leid erhält eigene Umrisse, Bewegungen, Schläge und Waffen, es erhält eigene Farben und Schatten und das Elend von Hunderten kommt plötzlich zum Vorschein. All dies steuert indessen trotzdem nicht dazu bei, mir nur die leiseste Träne aus den Augen zu locken. Ich bin trüb, es ist bedrückend, sehr wohl. Ich bin mir aber sodann bewusst, dass es auch mit 3D-Kino-Erlebnis samt 4K-Aufnahmen, auf denen Millionen sterben, und mitschwingenden und mittanzenden Sesseln nicht effektiver wäre. Vergeblich. Und doch, einige Zeit später, da ich mich an einem Film ergötze, geschieht es. Es ist eine Beerdigung – wie es sie wegen obengenannter Kriege wohl tausendmal gegeben hat. Es ist hier aber eine einzige Beerdigung. Das Leid liegt einfach vor – nicht zehnfach, nicht tausendfach, sondern ganz und gar einfach. Und ausgerechnet da fällt eine Träne. **Der Mensch und seine Emotionen als nicht skalierbar, nicht programmierbar, nicht mathematisch erklärlich.**

Letztere Einschränkung hat den Umfang, beziehungsweise die Enge, an menschlichen Emotionen und die Sensibilität auf dieselben betroffen. Neben der Grenze des Fühlbaren ist aber noch eine zusätzliche Grenze zu nennen, ein Maximum, je nachdem, wie man es betrachtet: eine weitere Hürde, nämlich das Mittel der Übermittlung selbst. In seiner Entwicklung hat der Mensch eine Vielzahl von Systemen entwickelt, sie optimiert und, konnten sie den gestellten Anforderungen nicht länger gerecht werden, aufgegeben. So haben arabische Zahlen die Römischen abgelöst, Dieselmotoren die Dampfmaschine eingeholt und E-Mails grösstenteils die Briefe ersetzt. Während Computer erfolgreich neuartige, zweckmässig genaue Sprachen verwenden – und dies zuverlässig –, ist die von und unter Menschen gesprochene Sprache hingegen seit ehedem in ihrer Funktionsweise gleichgeblieben. Ja, gewiss, in ihrer Ausführung hat sie sich gewandelt und wandelt sich ständig. Latein wird schon länger nicht mehr gesprochen und Deutsch hat sich im Mittelalter anders angehört. Aber Sprache ist in ihrer Funktionsweise durchaus gleichgeblieben. Man könnte denken, dass der Mensch hier nachlässig geworden ist, nachdem er doch alles derart optimiert hat, dass es kaum einen Grund zur Beanstandung mehr gibt. Die Sprache dürfte vom Menschen eines der mäkeligsten Instrumente sein: manchmal ärgerlich umständlich, oft unnötig kompliziert und immer ungenau, denn selbst mit der feinsten und detailreichsten Beschreibung werden ihm immer Wörter und die dazugehörigen Informationen fehlen.

Dafür, dass sie so viele Schwächen hat, seine Sprache, hängt der Mensch doch sehr fest an ihr. Er könnte eine Sprache aus dem Nichts auf die Beine stellen, sie hervorbringen wie ein Gott, eine solche, wie sie die Computer erhalten haben; er hätte die Fähigkeiten dazu. Er könnte Begriffe schaffen ohne jede Ambiguität, Wörter zaubern, die an Kürze und Prägnanz in nichts den heutigen gleichen, er könnte alles beschleunigen, indem er den Menschen wie einen Computer auf „Input“, „Verarbeitung“ und „Output“ trimmt. Aber das tut er nicht, und ich behaupte auch nicht, dass dies vonnöten oder überhaupt förderlich wäre.

Ich betrachte die lückenhafte, betagte Sprache als eine Tatsache, als eine Tatsache mitten in einer Zeit des Fortschritts, der Technologie und Optimierung, als Tatsache des tiefen Widerspruchs zum allgemeinen Bestreben moderner Zeiten. **Die Ziele des Menschen und seine Sprache im Widerspruch.**

Schluss

Dies ist kein Appell, der sich gegen neue Technologien, neue Mittel oder grundsätzlich Fortschritt richtet. Es ist kein Appell, der den Menschen als mehr oder weniger sehen möchte, als bisher geschehen. Der Mensch ist, dies scheint zumindest so, in seinen Bestrebungen ehern, seine Entwicklung ein einziges eisernes Schiff, das über ein lächerlich kleines Ruder verfügt, sich dafür aber massive Schiffsschrauben hat wachsen lassen, indessen die See nicht weniger Eisberge beherbergt als ehemals.

Dies ist ein Appell an den Menschen an sich, an das Wesen des Menschen selbst, an euch, die ihr euch im Heute, kraft eures Könnens, verirrt habt und gut daran tätet, die Zügel ab und an baumeln zu lassen, abzustiegen und euch auf den Grund fallen zu lassen. Ein Blick nach dort, wo ihr herkommt, ein anderer nach da, wo ihr hinwollt, und der letzte, der ausgedehnteste und kontemplativste aller dreien, darauf poche ich, richtet sich nach euren Füßen und dem Grund, auf dem ihr gerade steht. Denn ihr könnt euch wieder finden. Ihr könnt den Menschen in euch selbst wiederherstellen, ohne dass ein Rückgang, eine Lücke im System oder der Zerfall desselben einherginge. Es fehlt nur der Grundstein, ein Wagnis.

Also los, kramt eure verstaubten Kisten voll Emotionen hervor! Wischt den Staub und die Netze über Erbarmen und Mitleid ab! Richtet wieder auf die Unterschlüpfen von Nächstenliebe, Persönlichkeit und Achtung!

Der Mensch soll sein: ein vollkommener Mensch. Mit viel Herz, Willenskraft und Einsicht, aber genauso vieler Schwäche, Traurigkeit und Demut. **Der Mensch soll werden: ein Mensch.**